BIBLIOTHECAE
ELECTORALIS
MONACENSIS.
Ch. Wink. del.
Jäckle sc. 1779.

Hist Lit.
Hist lit part 1866.
L 3. C. 9.
Biogr. coll. 307.
1114

Sophophone

oder

Darstellung der Verfolgungen merkwürdiger Philosophen aus den ältern und neuern Zeiten, die das Opfer ihrer Lehre und Grundsätze wurden.

Dem Freunde der Wahrheit und Menschheit gewidmet.

Priestermacht, Fürstenmacht, und Volksmacht richteten einst über die Vernunft. Von nun an wird sie über jene richten.

H.

Erster Theil.

Gera und Leipzig,
bey Wilhelm Heinsius
1800.

Bayerische Staatsbibliothek

Bayerische
Staatsbibliothek

Dem Freunde der Wahrheit und Menschheit.

Freund der göttlichen Wahrheit! der lieblichen Tochter des Himmels;
Der du, friedlichen Sinns, Duldung auch Irrenden schenkst:
Der du, ein milder Geist, tröstest den leidenden Menschen:
Dir entbietet dieß Buch freundlich zuerst hier den Gruß! —

Sieh — ein Trauergemälde, entlehnt aus den Tagen der Vorzeit,
Welches geschichtliche Nacht unseren Blicken verbarg,

Hebt sich vor dir empor: ein dunkler düsterer Himmel

Und ein Todtengefild' bietet dem Auge sich dar. —

Blutige Schatten entsteigen den alten verfallnen Gräbern,

Welche Vergessenheit längst in dem Cypressenhain deckt;

Wo ihr modernder Staub, im heiligen Dunkel verborgen,

Ruhig und ungestöhrt manches Jahrhundert schon schlief.

Ernst erheben sie sich, mit strafenden Blicken im Auge:

Und im Trauergewand treten sie her in den Kreis.

Siehe — sie alle sind friedliche Weisen, die muthiges Streben

Für der Menschheit Wohl, als sie noch lebten, erfüllt;

Die

Die, der Finsterniß feind, mit ihrem Fürsten gerungen,
Bis sie für Wahrheit und Licht fielen im rühmlichen Kampf. —
In dem Bürgertumult von tückischen Mördern umgeben
Sank Pythagoras erst hin, der Vernichtung im Schoos.

Sokrates zogen die Feinde des Lichts vor blutige Richter;
Und von diesen verdammt trank er den Becher und starb.
Seneka büßte den Muth, Tyrannen-Verbrechen zu dämpfen,
Schon ein wankender Greis, auf des Tyrannen Befehl.

Priester des Himmels verfolgten Vanini mit Fackeln der Hölle;
Und dem scheidenden Geist folgte Verwünschung noch nach. —

Traure

Traure mit mir, Freund! Viele noch sind es
gemordeter Weisen
Hier im ruhigen Hain, die ich noch nicht
dir genannt.

Manches Hundert der Jahre führte die stra-
lende Sonne
Ueber des Todenhains einsame Hügel
herauf:
Viele der Frühlinge kamen in ihm mit düften-
den Blumen,
Welche das üppige Gras rund um die Hü-
gel erhob:
Viele der Herbste verscheuchten die liebliche
Blüthe des Frühlings,
Und aufs moosige Grab sank nun sterben-
des Laub.
Moder vereint' sich mit Moder; den Staub
der Verfolger und Weisen
Haben wohl längst schon hier kosende Lüft-
gen vermählt.

Fried-

Friedlich ruhen wie diese so jene im Schooße
der Erde,
Und es füllt sie der Geist, noch zu verfolgen, nicht mehr.
Hin zu den Schatten gegangen hat sie die Vernichtung verschlungen
Und sie aufgelößt in dem unendlichen All. —

Mögen die Kinder der Nacht doch nimmer wieder erstehen:
Mög' der Finsterniß Kampf künftig nie hindern das Licht!
Möge die Wuth der Verfolgung der Brüder um anderes Meinen
Nimmer im friedlichen Seyn stöhren des Lebens Genuß!

Freund! dann hellt sich das Auge — wir sehen mit heiteren Blicken
In das höhere Glück kommender Zeiten hinab;

Und

Und den Weisen, die hier als Opfer der Wahr-
heit gefallen,
Opfern wir willig und gern Thränen des
Dankes aufs Grab.

Vor-

Vorrede.

Unter mehreren wichtigen Bemerkungen, die man über den Gang menschlicher Vorstellungsarten aus der Geschichte des menschlichen Geistes öfters zu machen Gelegenheit hat, ist zuverlässig keine vorzüglicher als die: daß fast jede Wahrheit bei ihrer ersten Erscheinung desto lebhaftere Kämpfe gegen

sich zu bestehen hatte, je allgemeiner sie in der Folge auf und angenommen wurde. Nichts aber giebt zu dieser Bemerkung mehr Veranlassung, als die Geschichte der Philosophie, verbunden mit der Geschichte der Schicksale der Urheber derselben.

Es ist auffallend, daß man diese Bemerkung bei der Geschichte dieses menschlichen Wissens, welches doch alles bloß mit dem Verstande und nichts mit dem Glauben abzuthun hat, gerade zuerst machen muß. Man sollte doch glauben, jede Wahrheit, die dieser Wissenschaft, als der Begründerin des gesammten menschlichen Wissens, ihren Ursprung zu verdanken hat, müßte den menschlichen Verstand sogleich so ansprechen, daß an den geringsten Widerstreit gegen dieselbe auch nicht einmal zu denken wäre, da die

Wahr-

Wahrheit doch immer das Schätzbarste ist, was der Mensch nur besitzen kann. Man sollte doch glauben, daß niemand mehr Schätzung erhalten haben könnte, als eben die Urheber jeder neuen Wahrheit, da es dem menschlichen Geiste so schwer fällt, eine neue Wahrheit aufzufinden, so leicht als es ihm übrigens auch gemacht wird, die entdeckte Wahrheit einsehen zu können. —

Allein nicht genug, daß man jede Wahrheit bei ihrer ersten Erscheinung bekämpfte, und daß man die ersten Urheber derselben nicht nach Würden achtete; sondern es lag auch noch in der Folge dieses Widerstreites, daß man die Letztern, eben um dieser ihrer Bemühungen willen für das Wohl der Menschheit, sogar als Feinde behandelte, und öfters auf die schreklichste Weise verfolgte. Je

wich-

wichtiger die Wahrheiten und je verdienstvoller Verbreiter derselben waren, desto härter fielen auch die Verfolgungen aus, die sie betrafen.

Die Geschichte dieses menschlichen Wissens liefert uns also eine ziemliche Anzahl solcher Verfolgungsgeschichten; aber sie hat uns dieselben bisher nur noch einzeln gegeben: nirgends findet man eine Zusammenstellung derselben, und so ist denn eine Geschichte der vorzüglichsten Philosophen, welche die Märtyrer ihrer Lehrsätze sowohl als ihrer Grundsätze geworden, bis hieher noch nicht erschienen. Wie interessant wie nützlich zugleich dürfte aber eine solche Geschichte nicht seyn! — Interessant auf der einen Seite; indem es doch wichtig seyn muß, das Leben und Wirken der Menschen zu kennen, welche die Kraft des Geistes besaßen,

sich

sich um der Wahrheit willen verfolgen zu lassen: nützlich auf der andern Seite, weil durch sie der Mensch am besten zur Duldung gegen fremde Meinungen geführt werden kann, da er sieht, wie die Wahrheit, es mag sie gesagt haben wer da will, sich endlich doch erhebt, wenn sie auch anfänglich unterdrückt ward. Nur von dieser Seite und in dieser Gestalt dürfte die Geschichte der Philosophen einen wahren praktischen Nutzen der Menschheit gewähren.

In dieser Hinsicht ist nun die Idee einer solchen Verfolgungsgeschichte in diesem Buche auszuführen versucht worden; besonders da die neusten Ereignisse der Zeit Veranlassung genug dazu gegeben haben. Sie ist zunächst für diejenigen geschrieben, welche nie weder Zeit noch Gelegenheit hatten, sich mit der Geschichte der Philosophie zu beschäftigen,

die

die aber doch, als gebildete Menschen, an philosophischen Untersuchungen einen nähern Antheil nehmen. Für diese, die mit ihren Urtheilen über philosophische Verhandlungen in unsern Zeiten besonders sich öfters in die Welt der eigentlichen Gelehrten von Profession zu wagen pflegen, muß es unstreitig wichtig seyn, die Männer in ihren so verschiedenen Schicksalen kennen zu lernen, welche der Freiheit philosophischer Untersuchungen das Glück ihres Lebens, ja wohl gar ihr Leben selbst, zum Opfer zu bringen den Muth besaßen. Uebrigens mögen sie auch aus diesen Verfolgungsgeschichten die Bemerkung ziehen, wie behutsam man mit der Beurtheilung fremder Behauptungen, die ihrer Neuheit wegen paradox und deshalb auch irrig zu seyn scheinen, zu Werke gehen müsse; da die Vorschnelligkeit darinnen immer von Intole-

ranz begleitet zu seyn pflegt, und Unwissenheit die Mutter der erstern ist: denn *nur* der Pöbel und nie der weise Mann ist unduldsam.

Bei den Biographieen des Sokrates und des Boethius hat man sich etwas länger verweilt, als bei den übrigen; besonders bey der Biographie des letztern, in die mehrere höchst interessante Stellen aus dem wenig bekannten Buche desselben: Trost der Philosophie betitelt, mit aufgenommen worden sind. Diese Schrift, wenige Tage vor dem Ende des Philosophen in seinem Gefängnisse geschrieben, giebt uns einen schönen Beitrag zur Charakteristik seines Kopfes und Herzens, und enthält mehrere so vortreffliche Gedanken, daß man nicht befürchtet hat, durch ihre Beiziehung das Interesse der Leser an dieser Schrift selbst vermindert zu haben.

Schließlich wünscht der Verfasser, daß man diese kleine Schrift, deren Korrektur er wegen Entfernung vom Druckorte nicht selbst besorgen konnte, nach dem am Ende beigegebenen Druckfehler-Verzeichnisse verbessern möge.

Im März 1800.

Pythagoras
von Samos.

Die Verfolgungsgeschichte der vorzüglichsten Weltweisen, in den neuern Zeiten sowohl als in den ältern, beginnt mit einem Manne, der als Staatsmann und als Philosoph großes Aufsehen unter seinen Zeitgenossen gemacht, und durch das Auszeichnende seiner Unternehmungen für das Wohl der Menschheit seinen Namen bis auf die entferntesten Jahrhunderte mit Achtung gebracht hat. Sein Handeln und Wirken liegt aber weit entfernt von uns in dem grauen Alterthum der Philosophie verborgen, seine Schicksale sind gleichfalls von dem Dunkel der Vorzeit umhüllt, selbst wie er der Märtyrer seiner wohlthätigen Pläne und wo er es geworden sey, (denn daß er es geworden sey, das ist gewiß) ist unbestimmt;

nur einige mühsam von mehreren schätzbaren Gelehrten schon aufgesammelte Bruchstücke aus der alten Zeit, geben uns einige Nachricht davon: man wird sich also an dem, was gegeben werden kann, genügen lassen müssen.

Er, Pythagoras, ist der erste blutige Schatten, der unter den Philosophen der alten Zeit, die nicht bloß sprachen, sondern auch handelten, emporsteigt aus der Unterwelt, und in sich einem nie geahneten Jahrhundert einen von den Menschen seiner Zeit verfolgten und gemißhandelten Weisen zu zeigen. Er ist der erste, dessen Schicksal einen deutlichen Beweis gab, wie viel die Philosophie immer zu erwarten habe, wenn sie aus ihren Spekulationen heraus in die wirkliche Welt zu treten wagen, wenn sie es versuchen wolle, in den Lauf der menschlichen Handlungen mit Kraft einzuwirken, und mit Kraft die Menschen zum Bessern zu führen. Er ist der erste, welcher als Repräsentant einer solchen Philosophie ein Opfer des menschlichen Verfolgungsgeistes und menschlicher Undankbarkeit für so viele derselben gewidmete Anstrengungen wurde. — Um dieses vollkommen einsehen zu können, so wollen wir den Philosophen von seiner Geburt an bis zu seinem Ende begleiten.

Die

Die Insel Samos, welche zu der Zeit, als Pythagoras geboren wurde, in einem hohen Grad von Kultur und Wohlstand sich befand, ist das Vaterland des Pythagoras, und seine Geburt auf derselben fällt gegen die dreyßigste Olympiade. Von Natur schon mit großen Anlagen ausgerüstet, von einer großen Wißbegierde, und unter den glücklichsten häuslichen Umständen geboren, konnte es nicht fehlen, daß er der Mann werden mußte, der, bey der Tendenz seines Geistes zur Moral, für einen großen Theil der Menschheit so sehr wohlthätig werde. Sein Vater, Mnesarchus, war ein reicher Kaufmann, welcher öfter Handelsreisen unternahm, auf welchen ihn sein Sohn öfters begleitete. Auf diesen Reisen hatte er nun die schicklichste Gelegenheit, seine Wißbegierde durch die Hülfsmittel, die seines Vaters Reichthum ihm darbot, zu befriedigen, und Bekanntschaft mit den berühmtesten Männern seiner Zeit zu machen. Mehrere seiner Biographen erzählen, daß er von Pherecydes, Thales und Anaximander einen großen Theil seiner philosophischen Bildung erhalten habe, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß er, der feurige, junge und reiselustige Pythagoras, eine Reise zu diesen

Männern gemacht haben sollte. In seiner Philosophie findet sich zwar keine Spur von dem Philosophiren jener Männer, allein dieses giebt uns doch keinen Grund, um die Erzählung von dieser Reise für eine erdichtete zu halten.

Nach der geschehenen Ausbildung seines Geistes von diesen Männern in Griechenland unternahm er, der Geschichte nach, eigentliche wissenschaftliche Reisen in fremde Länder, deren Ruf in Kenntnissen und Wissenschaften ihn gereizt haben mag. Fast alle seine Biographen scheinen aber hier wieder in große Uebertreibungen zu fallen, da sie ihn nicht bloß nach Aegypten und Phönizien, sondern auch Persien, Indien, Judäa, und sogar zu den Druiden in Gallien reisen lassen. Unter allen diesen Reisen ist aber, zuverlässigen Schriftstellern zufolge, nur die Reise nach Aegypten und nach Phönizien für zuverlässig zu halten. In dem erstern dieser Länder soll er sich, nach dem Berichte des Cicero, auf 20 Jahre lang aufgehalten haben: in das zweite zogen ihn wohl kaufmännische Bekanntschaften von seinem Vater nur auf eine kurze Zeit. Ohne Zweifel mußten solche Reisen für einen solchen Mann von dem größten Vortheil seyn: sein

Kopf

Kopf wurde dadurch das Depot der vorzüglich=sten aller Kenntnisse in allen bereiseten Ländern: denn obgleich die Priester Aegyptens mit ihren Kenntnissen sonst ziemlich kargten, so wußte doch sein einnehmendes Wesen sie ihnen abzulocken, und sein Scharfblick, sie bis auf den Grund zu verfolgen. Es läßt sich zwar nicht sagen, er habe alle seine vorzüglichern Kenntnisse aus jenen Ländern mitgebracht; aber gewiß die beste Anleitung zu ihrer Erwerbung hat er in jenen Ländern gefunden. Ein Kopf, wie er war, durfte nur mannichfaltigen Stoff von Kenntnissen vorfinden, die Form, das wissenschaftliche Gewand vermochte er ihnen gar wohl zu ertheilen, und von ihnen zu weitern Erfindungen fortzugehen. Mathematische, astronomische und medicinische Kenntnisse waren es vorzüglich, welche er in groben Massen von dorther mitbrachte, und hernach mit Fleiß kultivirte. Besonders die Medicin war eine von den Wissenschaften, und in ihr der diätetische Theil, der das Studium des Pythagoras sowohl als seiner Schüler vorzüglich auf sich zog. — Wahrscheinlich besuchte er auch noch das feste Land Griechenlands, dessen vorzüglichsten Institute und Tem=

pel, und machte sich mit ihren Geheimnissen bekannt.

Nach der Endigung seiner großen und langen Reise kam er wieder zurück nach Samos, und ging nun über den Plan zu Rathe, wie er die Kenntnisse, die er sich eingesammelt hatte, den Griechen mittheilen sollte. Allein nicht lange dauerte sein Aufenthalt auf dieser seiner vaterländischen Insel. Polykrates hatte sich während der Abwesenheit des Pythagoras der Oberherrschaft über diese Insel bemächtiget, und also die alte Verfassung derselben umgestoßen. Nun war er zwar kein Tyrann, und kein Feind von Wissenschaften und Künsten; ja die Insel stand sogar unter seiner Herrschaft in einem vorzüglichen Flor: indessen Pythagoras konnte unmöglich das illegale Verfahren vergessen, durch das Polykrates zu dem Besitz dieser Herrschaft gelangt war: er konnte den Anblick des geschehenen Unrechts nicht ertragen, und er beschloß also, ohne Mittel dasselbe zu heben, seinen Wohnsitz zu verändern. Vielleicht fand er auch seine Mitbürger überhaupt für das Durchsetzen seiner Plane nicht gestimmt, und auch sonst keine günstige Aussicht für denselben vorhanden? Sein Plan war ja durchaus für die Beförderung

rung des allgemeinen Menschenwohls, für Sittlichkeit berechnet, und daher auch auf physische gesetzliche Freiheit, auf bürgerliche, rechtmäßige Unabhängigkeit gegründet: wie ließ sich aber nun die Ausführung desselben in einem Staate bewerkstelligen, wo ein Alleinherrscher thronte! nur in einem großen Lande, in dem mehrere aristokratische Staaten sich befanden, konnte er angelegt werden. Vierzig Jahre ohngefähr alt, verließ er daher mit einigen seiner Vertrautesten sein Vaterland, um mit ihnen nach Italien zu gehen, bereisete aber mit ihnen vorher noch einen ansehnlichen Theil Griechenlands.

In Italien wählte Pythagoras sich Kroton, einen gar kleinen aber doch mächtigen und wohlhabenden Staat. Seine Wahl war mit gutem Bedacht vorgenommen worden; denn der Erfolg hat dieses gezeigt. — Nicht lange nach seiner Ankunft fing er an, seine Vorlesungen zu eröffnen, und jedermann den Zutritt zu denselben zu erlauben. Der Gegenstand dieser öffentlichen Vorlesungen betraf lebendige Darstellungen und feurige Ermahnungen zu den einzelnen Pflichten, die jeder besondern Klasse von Menschen oblagen, und ihr Zweck war, dadurch die Sitten zu verbessern,

sern, den Hang zum sinnlichen Genuß einzuschränken, und dagegen das Streben zur Bildung des Geistes und des Herzens zu entflammen. Sogleich in der ersten Anrede hatte seine hinreißende Beredtsamkeit einen tiefen Eindruck gemacht, die Neuheit der Sache erregte große Aufmerksamkeit, und er bekam, nach des Porphyrius Bericht, von seinen Obern nicht allein den Auftrag, mehrere dergleichen Vorträge zu halten; sondern man bat ihn auch darum, ihnen gute Rathschläge zur Verwaltung des gemeinen Wesens zu geben. — Nun drängte man sich haufenweise hinzu, um seine Vorträge mit anzuhören; er bekam eine große Menge der angesehensten Männer zu Schülern, und hatte dabei nun diese vortrefliche Gelegenheit, sich aus denselben die vorzüglichsten zu einem Bunde auszusuchen, durch welchen er sich einen sehr wichtigen Einfluß auf diesen und andere Staaten in Italien verschaffte.

Die Einrichtung dieses Instituts, welches unter dem Namen eines Bundes der Pythagoräer so berühmt worden ist, und die deutlichsten Spuren eines wahrhaft großen Geistes, der den Plan dazu entwarf, enthält, war ganz vorzüglich, und sehr weit ausgedehnt. Es umfaßte dasselbe nicht bloß den Unterricht

in

im gemeinnützigen Kenntnissen, sondern auch die Bildung des sittlichen Charakters, es enthielt die mannichfaltigsten Anstalten zur Entwickelung aller geistigen Anlagen, in den gehörigen Abstufungen. In ihm wurden Philosophen, Dichter, Feldherren, Staatsleute und andere vortreffliche Menschen gebildet. Die Mitglieder alle lebten in der innigsten Einigkeit und Freundschaft, und das ganze Institut hatte das Ansehen einer großen Familie, welche durch Frugalität, Gerechtigkeitsliebe, edle Wohlthätigkeit und Kultur des Geistes sich auszeichnete. Aber es wurde auch nicht jedermann in dieses Institut aufgenommen: Pythagoras prüfte die Aufzunehmenden von Seiten ihres Charakters, wozu ihm sein richtiger physiognomischer Blick sehr diente, und unterwarf sie vielen Prüfungen. Auch hatte der, welcher in einen der unteren Grade der Gesellschaft aufgenommen worden war, noch nicht die Hoffnung, auch in die oberen Grade eintreten zu können: denn die Gesellschaft bestand aus mehreren Klassen. Die untersten waren eine Vorbereitung zu den obern, in die nur die ausgesuchtesten Mitglieder zugelassen wurden; Mitglieder, denen alle Geheimnisse des Bundes und ihre Organisation

an-

anvertraut waren. Wahrscheinlich betrafen jene Geheimnisse keine besondern Lehrsätze, sondern nur den verborgenen Zweck der Gesellschaft und ihren Einfluß auf die Regierung des Staates.

Die Gesellschaft wuchs von Jahr zu Jahr, von Tag zu Tag. Nicht Kroton allein beschränkte sie, sie verbreitete sich auch auf andere griechische Staaten, als über Metapontum und Tarent: man fand sie in den mehrsten griechischen Städten. Die Gesellschaft jedes Orts stand zunächst mit der zu Kroton in der genausten Verbindung, so daß diese letztere als die Haupt- und Mutterloge anzusehen war. Natürlich mußte nun dieser Pythagoräische Bund nach und nach den wichtigsten Einfluß auf die Staatsverwaltung aller dieser Städte erhalten. Pythagoras wurde ja selbst in wichtigen Angelegenheiten um Rath gefragt, und aus seiner Schule gingen die größten Staatsmänner hervor, die nachher noch Anhänger des Bundes blieben. Es mußte der Bund zuletzt die Seele der ganzen Staatsmaschine werden, durch dessen Einwirkung alles bestimmt und entschieden wurde. Die gewöhnlichen Obrigkeiten blieben zwar unverändert, aber ihre Gewalt war untergeordnet, ihre Thätig-

tigkeit wurde durch den Bund geleitet. Und so wirkte denn der Bund als eine unsichtbare Kraft, dessen Einfluß immer verborgen blieb. Vielleicht wäre dieses letztere auch immer der Fall geblieben, wenn nicht gewisse Männer von schlechten Grundsätzen sich absichtlich Mühe gegeben hätten, um den Bund, der ihren bösen Absichten so sehr entgegen war, zu zerstören.

Die Tendenz des Bundes ging, wie schon gesagt worden ist, auf die Erhaltung der gesetzmäßigen Verfassung, Entfernung aller Willkühr und Unregelmäßigkeit aus der Regierung, und der Einführung einer allgemeinen Sittlichkeit unter allen Staatsbürgern. Pythagoras hatte diesen Bund durchaus nicht aus Eigennutz oder aus Selbstsucht, sondern aus wahrem ächten Patriotismus gestiftet: nicht durch äußere Macht, sondern durch seinen Geist und seine richtigere Ueberzeugung wollte er herrschen, und bei aller Ueberlegenheit seines Geistes drängte er sich zu keinem Amte. Er ging nicht auf eine gewaltsame Veränderung der Staatsverfassung aus, sondern er ließ alles so, wie es bestand, und wollte nur in den ganzen Staatskörper ein neues Leben bringen. Durch Selbstsucht und Eigennutz also hatte er

gar keine Veranlassung zu einer Feindschaft gegen sich und seinen Bund gegeben; wohl aber dadurch, daß er böse Menschen im Staate hinderte, zu Aemtern, zum Einfluß in die öffentlichen Angelegenheiten zu gelangen, daß er unwürdige Menschen von der Aufnahme in seinen Bund ausschloß, und daß er andere Männer von zweideutigem Charakter nicht zur Erlangung des obersten Grades in derselben zuließ. Die ganze Gesellschaft war selbst eine Art von Trennung von dem ganzen übrigen Staatskörper, und also auch schon dadurch mußte sie Aufsehen, Neid und Eifersucht erregen. Die Mitglieder desselben zeichneten sich nicht allein durch Grundsätze, sondern auch durch Sitten, Lebensart und Kleidung aus; die innigste Herzensvereinigung und Freundschaft bildete gleichsam eine Scheidewand zwischen ihnen und den nicht Verbündeten, wenn gleich das Betragen aller Bundesglieder gegen diese letzteren nicht anders als edel war. Ihr Einfluß auf die Regierung des gemeinen Wesens hob zwar diese Scheidewand gewissermaßen wieder auf, und stellte eine Art von Verbindung wieder her, welche in der Abhängigkeit der Uebrigen bestand; diese Verbindung dauerte aber freilich nur so lange, als die grö-

ßere Menge diese Abhängigkeit sich gefallen ließ, und nicht von jenen Unzufriedenen aufgewiegelt wurde.

Die Verfolgung der Pythagoräer nahm zuerst in den griechischen Staaten des untern Italiens ihren Anfang. Sie war sehr fein und sehr weit angelegt, das Ganze war ganz richtig kalkulirt, und deshalb hatte sie auch einen vollkommen sichern Erfolg. Man griff nemlich den ganzen Orden nicht auf einmal an, noch wurde bei diesem Angriffe mit den Mitgliedern des letzten Grades angefangen. Wäre dieses geschehen, so würden sicherlich nicht die Feinde, sondern der Orden selbst triumphirt haben. Nur nach und nach mußte man erstlich das Ansehen des Ordens untergraben, um ihn desto sicherer zu stürzen. Man fing also nicht in Kroton selbst oder zu Metapontum, wo Pythagoras abwechselnd sich aufhielt, sondern in andern Städten damit an: denn man scheute die Nähe des Löwen, und wollte ihm erstlich seine Jungen zerreißen, bevor man ihn selbst aus seinem Lager aufschreckte. Sodann betrafen die Neckereien und dann auch die Angriffe fürs erste nur die Mitglieder aus den untersten Graden; da diese mit dem Orden selbst und dessen Schutz nicht so sehr zu-

sammenhingen, als wenn es Mitglieder aus den oberen Graden gewesen wären. Diese mußten übrigens auch denen, welche den Orden bedrängten, mehrere Seiten zur Verfolgung darbieten: denn, wie wir wissen, so waren eben die hartnäckigsten Verfolger solche Menschen, die ehemals Bundesgenossen gewesen, aber ihrer Zweideutigkeit halber in die oberen Grade nicht aufgenommen worden waren. Am besten konnten also von dieser Klasse von Verfolgern alle die schwachen Seiten, die jene Menschen an sich hatten, gekannt, und zu ihrem Nachtheil benutzt werden. Genug, man ging auf diese Art zu Werke.

Allein — wie sollte man es anfangen, um auch nur diese Männer vor den Augen der Welt zu stürzen? Sie waren gut und untadelhaft in ihrem Betragen; sie waren voll Pflichtgefühl bei der Verwaltung ihrer Aemter; sie standen in der allgemeinen Achtung als redliche Männer: denn die unredlichen, die bösen würden nicht auf der Seite der Angegriffenen gewesen seyn, da sie zu der Partei der Angreifenden schon gehörten. Mit geraden Waffen durfte man sie also nicht bekämpfen: man ging zuerst auf Schleichwegen. Nicht verhaßt, sondern lächerlich sie zu machen,

chen, gehörte zuerst in den Plan: war nur erstlich ihr intellektueller Charakter dem Volke zweifelhaft gemacht, so bedurfte es nachher nur noch eines kleinen Handgriffs, um auch ihren sittlichen in Verdacht zu bringen. Sie schlossen richtig; wer zuerst mit lacht, der schlägt denn auch mit zu.

Gelegenheiten waren genug vorhanden, um dieses fürs erste bewirken zu können. Das Auszeichnende in ihrer Kleidertracht und das Abweichende in ihren Sitten gab dem Pöbel Stoff genug, um über sie zu lachen, wenn nur Jemand da war, der dieses Lächerliche ganz auffallend zu stellen wußte. Jede Abweichung von der Denkart, von der Handlungsweise des gemeinen Haufens fällt auf: wer nicht denkt und handelt wie alle denken und handeln, den hält man entweder für einen einfältigen Menschen, der sich in nichts zu finden wisse, oder für einen übermüthigen stolzen Narren, der mit Fleiß alles neben und um sich für nichts halte und verachte. Den erstern belacht man, indem daß man dem zweiten seinen Haß zuschwört. Durch die Bearbeitung des Volkes von den Widersachern des Bundes ward die Empfindung gemischt; man fing an, zu verachten zugleich und zu hassen.

Jedoch

Jedoch dabei wurde nicht stehen geblieben: ihre Absichten, ihre Unternehmungen wurden als gefährlich, jeder Obrigkeit und der Volkssouverainität als schädlich vorgestellt. Man sprengte der Gerüchte zu hunderten aus; sie, die Pythagoräer hätten nichts anders im Sinne, als sich der Gewalt im Staate zu bemächtigen, die rechtmäßigen Obrigkeiten von derselben zu verdrängen, und die Freiheit des Volkes zu vernichten. Diesen Gerüchten zufolge erschienen sie also als Empörer, und als Tyrannen. — Dieses wirkte: — die Verfolgungen, mehrentheils alle durch den Pöbel ausgeführt, nahmen nun ihren Anfang. Zuerst entbrannte das Feuer des Volksaufruhrs in allen den Städten Italiens, welche am weitesten von Kroton entfernt lagen, wo der Orden seine Hauptmacht hatte. Keiner von allen Ordensanhängern wurde gebührlich vor Gericht gezogen und verhört, sondern die Wuth des Volks brachte Urtheil, Verdammung und Vollstreckung der Sentenz zugleich. Man sieht hieraus, daß die Verfolgung von Ferne begann, wie weit der Plan ausgesponnen war, der richtig voraussah, daß in der Nähe durch die Macht des Ordens sie sehr leicht unterdrückt werden konnten. Der Lavine

gleich,

gleich, welche eine unbedeutende Schneekugel zum Grund ihrer Größe hat, wuchs die Verfolgung, um zuletzt den ganzen Orden zu unterdrücken. Allmählig rückte sie näher gegen Kroton heran, und — je näher sie kam — desto gewisser war auch der Sturz der Verbindung entschieden. Endlich, als die Macht der Pythagoräer genug untergraben zu seyn schien, brach sie auch über Kroton los, und vernichtete daselbst den Bund.

Die mehrsten Nachrichten erzählen, daß Pythagoras in einem von diesen Volksaufläufen ermordet worden sey: jedoch es ist ungewiß, ob dieses zu Kroton oder zu Metapontum vorfiel. Soviel ist zwar sicher, daß er einmal aus Kroton entfloh, und sich nach Metapontum begab, wo er ein Haus hatte. Es läßt sich also nur als wahrscheinlich annehmen, daß er in Metapontum seinen Untergang fand. Nach andern Erzählungen starb er weder in Kroton noch zu Metapontum, sondern auf einer Reise, zu der er wahrscheinlich den Entschluß gefaßt hatte, da ihn die herannahende Verfolgung dazu zwang.

So war denn auf einmal sein und seiner so zahlreichen Schüler so herrlicher Wirkungs-

kreis vernichtet! — so waren die herrlichen Früchte, welche die spätern Zeiten Italiens zu erwarten gehabt hätten, plötzlich noch im Keime erstickt! — Sein Institut war *gänzlich* aufgelöst — seine Schüler versprengt und verfolgt — und er fiel ein Opfer des thätigsten Enthusiasmus für das wahre Wohl der Menschheit!

Für die damalige Zeit war Pythagoras unstreitig ein außerordentlicher Mann. Ein ganz vorzügliches Aeußere, eine schöne Bildung, welche mit Anstand und Würde verbunden war, verrieth schon einen vorzüglichen Geist. Sein Minenspiel war anziehend zugleich und imponirend; seine Sprache war ohne Anstoß und höchst harmonisch. Sein Verstand war durchdringend, und wurde durch eine Menge der vorzüglichsten Kenntnisse unterstützt, welche er alle zu seinen Zwecken trefflich zu benutzen wußte. Trefflich sah er es ein, wo es der Menschheit, und besonders den Bewohnern des Landes, in dem er lebte, fehle, und er erwählte zur Abstellung dieser Mängel die besten Mittel. Wenn nach allen dem, was über ihn insbesondere sich vorfindet, sich auf etwas sicheres schließen läßt, so muß sein Cha-

Charakter höchst sittlich und erhaben gewesen seyn. Der Bund, den er errichtete, hatte gewiß seine Entstehung keinen eigennützigen Rücksichten, sondern bloß und allein einem reinen Pflichtgefühl, die Menschheit durch Sittlichkeit und Kultur des Geistes zu veredeln, zu verdanken. Es läßt sich zwar über den ganzen Umfang seiner Plane nicht vollkommen abs urtheilen, weil man sie nicht ausgeführt findet, und ihre Entwickelung durch Gewalt gehindert ward: man kann nicht mit Bestimmtheit sagen, ob nicht in ihnen einige politische Tendenz sich noch mit vorfand; indessen — betrachtet man den äußeren Anschein, die so vielen wohlthätigen Handlungen, die ihn zum Urheber haben, und die Wahl der Mittel zur Erreichung seines Plans, so läßt eine gute wahrhaft praktische Absicht in seinem Unternehmen sich unmöglich verkennen. Gesetzmäßigkeit in Verwaltung des Staates, und Moralität in dem ganzen Betragen seiner Zeitgenossen wollte er befördern. Für diesen reinen sittlichen Zweck spricht daher auch, daß alle seine Schüler, nachdem der Bund zerstört war, immer denselben edlen Grundsätzen treu blieben, und daß sie wahrhaft erhabne Beispiele der edelsten Freundschaft und der patrio-

rischsten Bürgerliebe aufstellten. Noch viele Zeitalter hindurch galt ein Pythagoräisches Leben für ein musterhaftes Leben.

Zeno
der Eleatiker.

In der Reihe verfolgter Weltweisen ist der erste nach Pythagoras Zeno aus Elea. Obschon aus einer andern Schule, welche die Grundsätze der vorhergehenden Italienischen mehr zu bestreiten als anzunehmen schien, so war doch der Scharfsinn des Pythagoras, dessen Weltbürgersinn, und desselben Heldenmuth für das Gute zu kämpfen übergegangen in ihn: aber deshalb fiel auch er als ein Opfer seines freien thätigen Geistes. Unter den Philosophen des Alterthums behauptet er, ohne Streit, einen sehr ehrenvollen Rang, besonders schon deswegen, da die Schule, zu der er gehört, in jeder Rücksicht die merkwürdigste ist, welche die

die Geschichte der Philosophie vor den Zeiten des Sokrates aufzuweisen hat. Es schuf nemlich dieselbe ein System, welches an Bündigkeit, Neuheit, und Kühnheit des Schwunges, welchen die philosophirende Vernunft sich in demselben gab, alle andern in dieser Periode leicht übertrifft. Die Stifter, Pfleger, und Vertheidiger derselben sind die ersten Denker, welche nicht allein nach den obersten und letzten Principien geforscht, sondern die auch wirklich ein Höchstes unter denselben aufgestellt und zusammenhängend entwickelt haben. Sie waren die ersten, welche die reinen Vernunftsätze von den Erfahrungssätzen getrennt, und sorgfältig beide immer von einander unterschieden haben: hierdurch entwickelten sie zuerst den Unterschied zwischen einer Verstandes- und einer Erfahrungswelt, und deckten den Widerstreit auf, welcher sich zwischen der Erfahrung und der reinen von jeder Erfahrung unabhängigen Vernunft befindet. Es sind noch Bruchstücke genug von der Philosophie dieser Schule vorhanden, um diesen ihren Gesichtspunkt so ziemlich deutlich angeben zu können. Vier Männer nur sind es, welche in derselben sich auszeichneten, und Zeno, der dritte in der, ist einer der merkwürdigsten unter ihnen.

Er war zu Elea geboren, und, nach einigen Nachrichten, entweder der Sohn des Pithus, oder, nach andern, sogar der Sohn des Parmenides, des zweiten vorzüglichen Eleatischen Philosophen. Indessen wird doch diese Nachricht von andern Schriftstellern wieder dahin berichtiget, daß Parmenides sein natürlicher Vater nicht gewesen sey, sondern ihn nur an Sohnes statt angenommen habe. Gewiß ist es, daß er den Parmenides hörte, von diesem sehr geliebt wurde, desselben System mit vieler Gewandheit vertheidigte, und mit diesem seinen Lehrer eine Reise um die achtzigste Olympiade nach Athen machte, wo, nach der gewöhnlichen Erzählung, Sokrates ihren Unterricht schon benutzt haben soll. Vielleicht ist er es gewesen, der durch seine Kunst in der Dialektik, von der er Stifter ward, in Athen den ersten Impuls zur Philosophie während seiner Anwesenheit gegeben hat: zum wenigsten scheinen die Sophisten Athens ihn zu ihrem Muster erwählt zu haben, welches sie freilich oft ziemlich ungeschickt befolgten. Aristotoles nennt ihn zum wenigsten den Vater der Dialektik, und Plato führte ihn gleichfalls in seinem Sophisten mit auf, wo er ihn, der Schönheit seiner Figur

wegen, den Palamed von Elea nennt. Daß er durch diese seine Kunst vieles Ansehn erregt haben mußte, ist daraus erweislich, daß ein gewisser Timon in einem Epigram auf Plato sagte: „Plato habe beyder Männer Geist sich zu eigen gemacht; den Geist des scharfsinnigen im Ausdruck gewandten Zenos und des an Ideen zwar nicht reichhaltigen aber tiefdenkenden Melissus." Uebrigens haben ihn die speculativen Philosophen noch seine Zweifel gegen die Realität der Bewegung, und seine Untersuchung über Zeit und Raum sehr merkwürdig gemacht.

Jedoch er war nicht bloß spekulativer Philosoph, sondern er bemühte sich auch ein ächt praktischer zu seyn. Diogenes von Laerte sagt von ihm: er sey ebensowohl als Statsbürger als auch als Philosoph ein Mann von großem Ansehen gewesen. Für sein Vaterland war er ganz vorzüglich eingenommen, und er kehrte lieber nach Elea, einem zu der damaligen Zeit sehr unbedeutenden Städtchen wieder zurück, als daß er in dem prächtigen Athen geblieben wäre, wo so manche vorzügliche Anträge ihn zurückzuhalten suchten. In allem, was er that, war ein hoher Patriotismus sichtbar; er bemühte sich eifrig, die sittliche

Kul-

Kultur seiner Mitbürger zu erhöhen, und ließ sich in Unterhaltung, wie Sokrates, mit jederman ein; woher es denn auch kam, daß er in allgemeiner Achtung und Liebe stand.

Ein Mann wie er, der für die wahre Freiheit des Geistes so sehr bekümmert war, und für sie alles that, konnte nun unmöglich dulten, daß diese Freiheit durch physischen Zwang eingeschränkt bleiben sollte. Er war also der abgesagteste Feind aller Unterdrückung, und suchte seine Mitbürger, wo er nur konnte und wußte, gegen dieselbe zu schützen, und am Ende gar von derselben zu befreien: denn eines Philosophen für gänzlich unwürdig hielt er es, bloß im allgemeinen etwas zu sprechen, und nichts im Besondern unternehmen zu wollen; oder in diesem letztern Falle durch äußere drohende Verhältnisse sich abschrecken zu lassen. — Lange hatte er aber schon der drückenden Tyranney des Neorchus, nach andern des Diomodonts, in seiner Vaterstadt durch gelinde Mittel entgegen zu würken gesucht; allein nichts hatte gegen den Tyrannen und bey dem Tyrannen gefruchtet, ja es war derselbe vielmehr noch weit despotischer geworden: er beschloß also mit dem größten Theile der Patrioten unter den Bürgern eine Revolu-

volu-

volution, und in derselben den Sturz des Tyrannen. Alles ging anfänglich glücklich von statten: da in Elea selbst oder in dem Eleatischen Gebiete wegen der Uebermacht des Nearchs kein Sammelplatz für die Konspirirten zu finden war, so hatte man das benachbarte Cipera dazu erwählt, und dort waren schon eine große Menge der Patrioten mit den Waffen in der Hand versammelt. Alles war fast ganz in Bereitschaft um den großen Schlag auszuführen. Aber auf einmal wurde der Plan verrathen, und Zeno, der Urheber desselben, eingezogen. Als er vor dem Tyrannen stand, und dieser ihn frug: wer mit zu den Verschwornen gehöre? so antwortete er: alle gute Bürger, und alle deine Freunde: denn nur du allein bist es, du allein, der Verderb unseres Staates, der nicht gegen dich konspirire." Die feigherzigen Bürger, welche um ihn herumstanden, fuhr er folgendermaaßen an: „o ihr Feigherzigen! seht ihr nicht was ich dulte — und doch gehorcht ihr eurem Unterdrücker." — Jedoch die Furcht vor den Beilen desselben hielt das Bürgerschwert in der Scheide zurück, und Zeno, nach Pythagoras ein wahrer praktischer Philosoph, der für seiner Mitbürger Wohl thätig besorgt war,

fiel

fiel aber als ein Opfer seines patriotischen Heldenmuthes. Sein Tod wird als sehr martervoll beschrieben: Der Tyrann soll ihn in einem eisernen Mörser haben zerstoßen lassen.

Anaxagoras.

Fast zu einer Zeit mit Zeno, dem einzigen Märtirer unter den Philosophen, der nicht blos für das Wohl der Menschheit überhaupt, sondern für die Wohlfarth seines Staates gegen äußere Unterdrückung zu wirken suchte, und — so zu sagen — mit den Waffen in der Hand gefangen genommen ward, lebte Anaxagoras in Athen, der aber, vielleicht geschreckt durch das Beyspiel des vorhergehenden Philosophen, sich gänzlich von allen politischen Geschäften zurückzog, und nur seiner Wissenschaft lebte. Er war zu Klazomenä, einer Stadt in Jonien um die vierzigste Olympiade gebohren, und war der erste welcher die

die Philosophie nach Athen in einer ächt wissenschaftlichen Form verpflanzte: ja es hat diese Stadt ihm gewissermaaßen es zu verdanken, daß sie seit seiner Zeit ein beständiger Sitz der Musen wurde. Sein Vater war ein sehr reicher und angesehener Bürger: aber er schätzte Kenntnisse höher als Reichthum und bürgerliche Ehrenstellen, und trat daher sein väterliches Erbtheil seinen Verwandten ab. Um seine Kenntnisse, die er in den damals sehr blühenden Jonischen Städten schon ziemlich gegründet hatte, noch weiter zu vermehren machte er, nach des Valerius Maximus Bericht, mehrere Reisen, und kam endlich, in seinem fünf und vierzigsten Jahre, nach Athen. Nicht lange war er hier gewesen, als der kenntnißreiche edle Mann vieles Aufsehen erregte, und als nicht blos Athens Jünglinge sondern auch dessen Männer sich um ihn sammelten, um an seinen Entdeckungen und Beobachtungen Antheil nehmen zu können. Der große Redner und Staatsmann Perikles nebst dem Tragödien-Dichter Euripides, schon Männer damals, waren seine Zuhörer.

Er war nicht blos theoretischer Philosoph, sondern er verbreitete sich auch über Gegen-

genstände der Moral, und Physik trieb er als ein Hauptgeschäft: und letztere vorzüglich war es, was ihm in Athen einen so großen Zulauf verschafte. In Athen schrieb er auch sein Buch περι φυσεως, oder „über die Natur." Vorzüglich beschäftigte ihn die Astronomie, und er sagte daher schon in Klozomenä seinen Freunden, die ihn daran erinnerten, daß er sein Vaterland vergesse: o nein, ihr Freunde, ich denke nur zu sehr an mein Vaterland. Eine gewiß wahrhaft erhabene Antwort!

Allein — eben dieses Studium, verbunden mit seinem freimüthigen Eifer, jede physische Wahrheit mit einer moralischen zu begleiten, und ihr dadurch einen tiefern Eindruck in das menschliche Herz zu verschaffen, war Ursache an seinem Verderben. Anaxagoras hatte nämlich dadurch, daß er eine außenweltliche Intelligenz als die Gottheit annahm, seinen Naturforschungen einen freien Spielraum verschaft, und dem Begriffe von Gott einen erhabnen edlen Schwung gegeben. In einer ganz andern Gestalt mußten sich ihm nun Sonne, Mond und Sterne darstellen, als dem religiösen abergläubischen Athenienser. Dieser letztere verehrte in ihnen seine Götter,

Anaxagoras betrachtete sie mit dem natürlichen Blicke als Theile der Natur; wodurch er natürlich in den Vortheil gesetzt wurde, den Ursachen der Erscheinungen in ihnen frey nachspüren zu können. Indem er nun behauptete, daß die Sonne, eine feurige Masse; der Mond Berge und Thäler, Meere und festes Land habe, und bewohnt sey; u. s. w. so mußten natürlich diese Behauptungen alle dem abergläubischen Athenienser sehr anstößig vorkommen, weil dieser es, nach Xenophon in seinen Denkwürdigkeiten des Sokrates, für einen frevelhaften Eingriff in die Rechte der Götter hielt, ihre unmittelbaren Wirkungen erklären zu wollen. Wahrscheinlich wurde diese abergläubische Meynung von den Priestern aus Politik nur begünstiget, so wie sie aber auch zum Theil Denkart der Nation war; für Anaxagoras konnte es also nicht anders als höchst gefährlich seyn, seine Meinung ohne Zurückhaltung über solche Gegenstände vor das Publikum zu bringen. Nun weiß man ja gar wohl, was Priester thun können, und was sie in älteren sowohl als in den neuern Zeiten gethan haben: für Anaxagoras war also Sicherheit in Athen durchaus nicht mehr zu finden.

Viel-

Vielleicht hatte Anaxagoras die Partei der abergläubischen Menschen, die Partei der Priester in Athen für zu unbedeutend gehalten; vielleicht verließ er sich zu sehr auf den Schutz seines mächtigen Gönners, des Perikles; vielleicht hielt er es selbst für pflichtgemäß, das sagen zu müssen, wovon er überzeugt war: genug — er ließ bey seinen Vorträgen über diese Gegenstände durch Politik sich die Hände durchaus nicht binden. Nur zu viel Gutes, zu wenig Intoleranz traute er der Stadt zu, in der die Musen ihren Sitz aufgeschlagen zu haben schienen. Allein er betrog sich gar sehr. Athen zeigte hier zum erstenmale vielleicht in der Weltgeschichte, wie in einer Stadt Künste und Wissenschaften in einem vorzüglichen Flor sich befinden können, und demohngeachtet Verfolgungsgeist und gewaltsame Einschränkung der Denkfreiheit in ihr noch Platz finden kann. Im Anfange wurden Kabalen gegen ihn unter den Bürgern angesponnen: als diese hinreichend gegen ihn aufgebracht waren, so klagte man ihn öffentlich an, als „einen Gotteslästerer und als einen Verräther." Perikles betrieb und begünstigte seine Flucht,

ohne welche es wahrscheinlich um sein Leben gethan gewesen wäre: denn die aufgebrachte Priesterschaft war in ihrem blutigen Haß sogar soweit gegangen, daß sie seine Söhne, die ihm nicht sogleich folgen konnten, hatten umbringen lassen. Er begab sich nach Campsakus. Als man ihm hier die Nachricht von dem Todes-Urtheil, das zu Athen über ihn gefällt worden war, nnd von dem Morde seiner Söhne hinterbrachte; so antwortete er auf das erstere; „Schon längst sprach die Natur ihr Urtheil über sie und mich;" und auf das zweite: „daß ich der Vater sterblicher Menschen wäre, das wußte ich längst."

Jedoch die einmal geschlagene Wunde war nicht zu verschmerzen: tiefe Betrübniß nagte an seinem Herzen, und er sank bald darauf an dem besagten Orte ins Grab. Er hatte aber durch sein natürliches edles Betragen die Bürger von Campsakus so sehr mit Liebe an sich zu fesseln gewußt, daß sein Tod tief betrauret, und ihm zu Ehren mehrere Jahrhunderte hindurch in dem Monate, in dem er gestorben war, Knabenspiele veranstaltet wurden. Nur Priesterwuth und Atheniensische Kabalsucht war vermögend gewesen,

diesen wahrhaft großen Mann, der ein reines Interesse für Wahrheit und Muth genug besaß, um Aberglauben und Unwissenheit aller Art zu bestreiten, diesen Mann, der durch seine Kenntnisse und seinen Scharfsinn der gesammten Philosophie eine ganz andere Richtung gab, zu verfolgen und zum Märtirer zu machen.

Diogenes

von Apollonia.

Ebenfalls ein Märtirer seiner philosophischen Ueberzeugungen aus der Periode des Zeno und Anaxagoras zu Athen. Er war ein Schüler des Anaximenes, und wahrscheinlich auch ein Zuhörer des Anaxagoras gewesen; denn es läßt sich in den Bruchstücken aus seiner Philosophie noch manches Anaxagorische erkennen. Sein Hauptstudium war gleichfalls

auch eine Erklärung der Natur, und er schrieb über diese auch eine Schrift, in der er über den Urstoff der Welt und über die Natur des Menschen seine Gedanken vortrug. Der Charakter seiner Philosophie scheint ein stetes Streben nach Gründlichkeit und Verständlichkeit gewesen zu seyn; zum wenigsten legte der von Diogenes von Laerte angeführte Anfang einer Schrift ein rühmliches Zeugniß davon ab. In diesem Bruchstücke sagt nemlich unser Diogenes: Bey jeder Belehrung muß man von einem unbezweifelt gewissen Satz ausgehen, und der Vortrag muß Simplizität und Würde haben. Wollte Gott, es hätten dieses alle unsre Philosophen immer gethan! —

Eigentlich ist er gar nicht der Stifter eines neuen Systems gewesen, sondern er hat im Ganzen das System des Anaximenes angenommen, allein dieses zugleich auch sicherer bestimmt, und auf Gründe zurückzuführen gesucht. Er unterschied daher deutlicher den Grundstoff von der Grundkraft, ob er sie beyde schon in einem Wesen vereinigte, und er schärfte das Bedürfniß zur Annahme einer verständigen Ursache dringender ein, als vor ihm noch geschehen war. Aber zur Idee einer ab-

soluten Ursache vermochte er noch nicht sich zu erheben: er dachte sich dieselbe gebunden an die unendliche Luft, mit welcher sie alles durchdringt. Er war also noch Materialist.

Von seinen Lebensumständen ist gar sehr wenig bekannt: einige alte Schriftsteller melden nur ganz kurz, daß er in seinem Umgang sehr still und übrigens ein würdiger sittlicher Mann gewesen sey. Als ein muthiger Vertheidiger der Sokratischen Sache, die er noch in seinem hohen Alter erlebte, wäre er sicher auch ein Opfer sowohl seiner Freimüthigkeit als seiner eignen philosophischen Grundsätze geworden, wo er sich nicht durch die Flucht gerettet hätte. Wo und wie er seinen Tod in seinem hohen Alter fand, dieses ist übrigens nicht bekannt geworden.

Sokrates

aus Athen.

In der Geschichte der Verfolgungen älterer Weltweisen steht keine ehrwürdiger da, als die

die des Sokrates: denn sie ist die Verfolgungsgeschichte eines Mannes, der durchaus würdig war, für die Wahrheit zu leiden, und als der vorzüglichste Märtyrer zu fallen. Ein durchdringender heller Blick des Geistes, um die Wahrheit zu erforschen, eine leise und hohe Reitzbarkeit der Empfindung, um dieselbe sogleich zu fühlen, das lebhafteste Interesse an derselben, um sie zu jeder Zeit auszuüben, und eine wahrhaft erhabene Kraft des Geistes, um für sie sein Leben aufzuopfern — diese und die hervorstehendsten Züge seines Charakters: aber eben diese waren es auch, die für den Giftbecher ihn reif machten, und durch seine Mitbürger das Grab eines Verbrechers ihm bereiten ließen.

Ein bitterer Wink für alle Verfolger wahrheitsliebender und tiefdenkender Männer und ein schreckendes Muster für alle spätere Verfolgungen! Es scheint, als ob die Vorsehung diesen Mann mit Fleiß zum Opfer der Wahrheit durch unwissende und boshafte Menschen bestimmt habe, um der aufmerksamen Nachwelt für immer eine bedeutende Warnung in der Verfolgung von Meinungen zu geben, und um derselben vollkommen einleuchtend zu machen, wie so sehr die Menschheit, schon

bey ihrem ersten bedeutenden Geisteskampfe gegen sich selbst, sich an sich selbst versündiget habe! —

Sokrates war nach dem Diogenes von Laerte zu Athen im vierten Jahre der sieben und siebzigsten Olympiade geboren. Sein Vater, Sophroniskus, war ein Bildhauer, und bestimmte ihn früh schon zu seiner Kunst, deren Ausübung ihm wirklich auch eine geraume Zeit hindurch seinen Lebensunterhalt erwarb. Es läßt sich daher leicht denken, daß auf die Ausbildung seiner Talende in der Jugend, auf seine Erziehung, gar wenig gewendet werden konnte. Nur den gewöhnlichen Kursus des jugendlichen Unterrichtes zu Athen, als Geschicklichkeit in den gymnastischen Uebungen, Musik, Tanz, und Dichterlektüren, konnte er durchlaufen, und somit mußte ihm auch jede Aussicht zu einer glänzenden Laufbahn verschlossen bleiben. Desto auffallender wird es daher noch, daß er sich selbst in den spätern Jahren zu derselben durch eigne Kraft erhob, zu einer Laufbahn, welche nicht äußere Verhältnisse, die so sehr vom Zufall abhängig sind, sondern innere Energie zu einer der glänzendsten in der Geschichte der Menschheit machte.

Es

Es ist sehr traurig, daß wir durchaus keine Nachricht haben, wie er der Mann wurde, der unter seinen Zeitgenossen schon den Namen des Weisesten erhielt: weder Xenophon, noch Plato, noch Diogenes von Laerte, oder sonst ein anderer Biograph geben uns von dieser Entwickelung seines Geistes einige Nachricht, sie sagen uns nur, daß er dieser Mann war, dem auch die Nachwelt noch ihre Bewunderung und Hochachtung zollt. Läßt sich aber aus einigen geschichtlichen Thaten über seinen Charakter und seine Handlungsweise wieder rückwärts auf die Ausbildung desselben schließen, so dürfte sein Geist sich vielleicht folgendermaßen entwickelt haben.

Alle Nachrichten über Sokrates stimmen darinnen überein, daß er eine lebhafte Einbildungskraft, einen nicht bloß feinen sondern auch tiefsinnigen Verstand, und ein vollkommnes Ebenmaaß dieser Vermögen besessen habe. Unbekannt ist es aber gleichfalls, ob diese harmonische Zusammenstimmung der beiden genannten Vermögen von der Natur selbst gleich Anfangs in ihm begünstiget, oder erstlich durch Kultur hervorgerufen und, gewißermaßen, erschaffen worden sey. Auf jeden

den Fall scheint das erstere der Fall gewesen zu seyn. Seine Einbildungskraft war schon lebhaft von Natur, als Mitgift, und wurde durch die Beschäftigung, die er sich zum Erwerb seines Unterhalts erwählt hatte, immer mehr genährt: denn gewiß ist keine Stärkung der Phantasie vorzüglicher, als eine genaue Beschäftigung mit Malerei und vorzüglich mit der bildenden Kunst; alles Todte wird dann aus dem Geiste entfernt, und er liebt und erhascht sich dann nur das Lebendigste. Um wie viel mehr mußte aber dieß nicht noch bey Sokrates der Fall seyn, dem Griechen, dem Athenienser, in dessen Vaterstadt die höchsten Meisterwerke in dieser Kunst sich befanden, wo alles voller Ideale war, die man aus dem großen Vorrath mythischer Vorstellungen, die der griechische Genius mit so vieler Gewandheit sich nach und nach erschuf, genommen hatte. Alle Gebilde seiner Phantasie wurden dadurch korrekt, da sie auf die Regeln der Anschauung sich gründeten; und ebendadurch bekam auch sein Verstand Nahrung und Schärfe. Die Phantasie gab reichen Stoff zu Gedanken her, und der Verstand erhielt somit Gegenstände genug, an denen er sich zu üben vermochte, und nicht vag wurde.

Ein

Ein auszeichnender Zug seines Charakters ist es noch, daß, wenn seine Aufmerksamkeit auf irgend einen Gegenstand fixirt worden war, ihn kein anderer Gegenstand von demselben abziehen und zerstreuen konnte: von allem dem, was um und neben ihm war, schien er dann völlig abgesondert zu seyn, so daß selbst die dringendsten Bedürfnisse des menschlichen Lebens ihn nicht von seinem Nachdenken abzuziehen vermochten, bis er das, was er suchte, gefunden hatte. Steif und fest blieb er mit seinem Blick an einen Ort gewandt, und diesen verließ er gewiß nie eher, als bis die dunkle Materie, welche ihn eben beschäftigte, durch seinen tiefforschenden Geist ergründet, und in vollkommnes Licht gestellt war. Nur dem Körper, nicht dem Geiste nach, schien er dann auf der Welt zu existiren. — Man hat in dieser Rücksicht folgende Anekdoten, welche Alzibiades in Platos Symposion erzählt, von ihm. Vor der Schlacht bei Polydäa hatte Sokrates, der zur Vertheidigung seines Vaterlandes die Waffen ergriffen hatte, und ein Zeltkammerade des Alzibiades war, sich außerhalb des Lagers begeben, und stand an einem gewissen Orte steif und unbeweglich, ganz in Meditationen verloren. Es war die-

ses eines Morgens früh, als man ihn schon so fand: zu Mittage erinnerten ihn seine Mitstreiter an das Mittagsbrod; allein in derselben Attitüde fanden sie ihn noch am Abend. Um zu sehen, wie lange er dabei anhalten würde, so machten sie ihr Nachtlager um ihn her; und da merkten sie denn, daß er aus seinem Nachdenken nicht eher als gegen Tages Anbruch erwachte.

Nothwendig mußte diese starre nie zu zerstreuende Aufmerksamkeit, diese Ergründung jedes aufgefaßten seinem Geiste noch nicht vollkommen deutlichen Gedankens eine vorzügliche Festigkeit seiner Grundsätze herbeiführen. Er sprach und handelte stets nach ihnen, und blieb seinem System so sehr getreu, daß alle Veränderungen in der Denkungs- und Handlungsweise seines Zeitalters ihn von demselben nicht zu entfernen vermochten. Seine Art zu denken zeichnet sich dadurch aus, als originell, und fruchtbar in sich selbst; da die Einförmigkeit, das Gebundene an seinen Grundsätzen, nie ermüdet, sondern eine gewisse vorzügliche Leichtigkeit für das Gemüth des Zuhörers enthält. Und eben daher herrscht nun auch in seinen Reden eine große Deutlichkeit, und eine gewisse ausdrucksvolle Bestimmtheit der Worte:

in

in ihnen ist nichts zu viel und nichts zu wenig. — Vorzüglich merkwürdig wird über diese seine Selbstständigkeit und Standhaftigkeit, wo sie nicht bloß seinen Charakter überhaupt, sondern besonders sein sittliches Handeln betrifft. Mit einer wahrhaft musterhaften Strenge folgte er seinem moralischen Gefühl und seinen Ueberzeugungen von dem, was recht und billig ist, so daß weder die lockenden Reize des Sinnenkitzels, noch Drohungen und Gefahren ihn von seiner Pflicht abwendig machen konnten. Seinen Leidenschaften war er nie unterworfen, er hatte frühe schon ihre Stärke gebeugt, und sie dem Gesetze der Vernunft unterworfen. Daher befolgte er die Vorschriften seiner Vernunft ohne Widersetzlichkeit, und brachte die Opfer der Entsagung, die sie fordert, mit Freudigkeit. Sich immer gleich, in sich heiter, und mit der Welt zufrieden, wandelte er im Bewußtseyn seiner Rechtschaffenheit den Weg seiner Bestimmung, in Veredlung seiner selbst und seiner Mitmenschen, unermüdet fort, ohne sich durch Hindernisse schrecken zu lassen. Und so bietet uns sein Leben immer das schöne Bild einer durchgängigen Gleichmüthigkeit dar, welche in Gefahren nicht zittert, und vor unverschuldetem Unglück nicht erbebt.

Zu dieser Erhabenheit seiner Gesinnung trugen, bei der Festigkeit und Selbstständigkeit seines Charakters, gewiß folgende Umstände sehr vieles bei. Seine Lage war sehr beschränkt, und er folglich sehr arbeitsam, seine Erziehung war ganz häuslich, und das Beispiel seines Vaters sehr gut gewesen: dieß waren alles Verhältnisse, welche bewirkten, daß die Reinheit seines Herzens bewahrt, und der verderbliche Einfluß des Sittenverderbens der damaligen Zeit auf ihn unwirksam gemacht wurde. Ja eben dadurch bekam er nun auch Stärke genug, um bei den damals so häufigen Beispielen von Sittenlosigkeit und Verkehrtheit der Menschen Achtsamkeit auf sich selbst zu haben, und Nachdenken über die Bestimmung und Würde des Menschen zu erwecken.

Alle diese Umstände veranlaßten ihn also, seinen Geist mehr für das Praktische als für das Spekulative zu stimmen. Nur für das Beste seiner Mitmenschen und Mitbürger durch die moralische Veredlung derselben wollte er vorzüglich thätig seyn; nur das Beste seines Vaterlands, in dem er ruhige und gute Bürger schuf, lag ihm am Herzen. Alles dasjenige, was nicht von der Art war, daß es Einfluß

auf

auf das Leben und Wirken des Menschen haben konnte, das schien ihm keiner ernstlichen Beschäftigung würdig, das fand in seinem Geiste keinen Berührungspunkt. Daher verweilte er lieber unter den Menschen, als daß er die schöne Natur gesucht hätte, denn dort konnte er mittheilen und empfangen, hier aber nur anschauen und genießen. Dem Phädrus, der ihn beschuldigte, daß er in der Gegend um Athen fast ganz ein Fremdling sey, antwortete er, daß dieses ganz richtig sey, und daß er dessen kein Hehl habe: er gestehe aber auch, daß er die Erwerbung dieser Art von Kenntnissen aus Liebe zur Menschenkenntniß und aus der eigentlichen wahren Wißbegierde vernachlässiget habe, da er nur von den Menschen in der Stadt, nicht aber außerhalb derselben von den Aeckern und Bäumen lernen könne.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß Sokrates schon sehr frühe, noch zu der Zeit, als er bei seinem Vater war, diese Tendenz zur Menschenbeobachtung, und somit auch das Studium seiner selbst auf eine originelle Weise geäußert habe. Plutarch erzählt: sein Vater habe ein Orakel erhalten, seinem Sohne keinen Zwang anzuthun, sondern seiner Neigung Freiheit zu lassen. Einige neuere Schriftsteller

ler haben dieses Faktum bezweifelt, da sie glauben, daß dieser Orakelspruch von einigen Freunden des Sokrates erdichtet worden sey, um sein Vorgeben von dem Genius, der *ihm*, der Sage nach, beiwohnen sollte, glaubhafter zu machen. Nach des scharfsinnigen Herrn Professor Tennemanns Meinung ist aber gerade das Daimonium des Sokrates ein Grund mehr, auch jenes Faktum für wahr zu halten; zum wenigsten glaubt er dieses letztere aus dem ersteren sehr gut erklären zu können. Denn mit Recht führt er an, daß, nach dem Zeugniß des Plato, eines sehr glaubwürdigen Schriftstellers, dasjenige, was Sokrates das Daimonium nannte, von seiner Jugend auf sich in ihm vernehmen ließ. Man sehe den Plato in seiner Apologie des Sokrates Kap. 19. Hier läßt der eben genannte Schriftsteller den Sokrates folgendes reden: „Vielleicht „dürfte es euch sonderbar vorkommen, ihr Rich„ter, daß ich mich bloß damit beschäftiget ha„be, um jedem insbesondere moralischen Un„terricht zu ertheilen, mich aber nie in die öf„fentlichen Volksversammlungen wagte, um „hier zum Wohl meines Vaterlands Vorträge „zu halten. — Was mich davon abgehalten „hat, ihr Athenienser, das war jener mir in-

„nigst

„nigst vertraute Geist, jene göttliche Stimme, „von der man mich so oft reden hörte, und „welche Melitus immer lächerlich zu machen „suchte. Dieser Geist, diese Stim„me war in mir seit meiner Kind„heit; ich höre sie nie eher, als bis sie mich „von einem Entschlusse, den ich gefaßt habe, „abmahnen will, denn zum Handeln hat sie „nie noch mich angetrieben. Und eben diese „hat sich immer mir entgegengesetzt, wenn ich „mich in Staatssachen mit einmischen wollte „und hat daran sehr wohl gethan: denn wenn „ich dieses nicht unterlassen hätte, so würde „ich entweder schon längst nicht mehr leben, „oder ich würde weder etwas nützliches für „mich noch für euch unternommen haben."

Aus diesen Platonischen, dem Sokrates gewiß aus der Seele geschriebenen, Worten, welche vielleicht auch gar die eigenen des Sokrates seyn dürften, die er vor Gericht gebraucht hat, läßt es sich nun leicht begreifen, theils, was jenes Daimonium wirklich war, theils was Sokrates selbst von demselben hielt. Es war nichts anders, als das dunkle Gefühl, welches im Sokrates so wie in jedem andern Menschen sich vorfindet, welches noch nicht in deutliche Begriffe übergegangen ist, und bloß

auf

auf wahrscheinlichen Gründen beruhend in dem Menschen sich regt. Es konnte dieses Gefühl sowohl das bloße theoretische, adiaphoristische, als auch das moralische Handeln betreffen: denn in beiden Feldern unsrer Thätigkeit giebt es der Fälle genug, wo die Vernunft nicht immer mit gleicher Schärfe entscheiden kann, sondern auf das Gefühl sich verlassen muß. Sokrates nun, der sich mit der Untersuchung des menschlichen Geistes, wie wir wissen, vorzüglich abgab, konnte sich zwar die deutlichen und bestimmten Urtheile leicht erklären aus der Vernunft; woher aber dieses Gefühl ihm komme, das blieb ihm gänzlich dunkel. In dem Menschen nahm er also überhaupt etwas unbekanntes Göttliches an, δαιμονιον τι, das, nicht aus den Regeln der Vernunft zu erklären, in dem Menschen wirkte. Schwerlich dürfte aber Sokrates im Ernste geglaubt haben, daß jene Stimme des Gefühls nicht von innen, sondern von außen durch übernatürliche Einwirkung komme. Denn stünde der Mensch, nach seiner Annahme, wirklich in unmittelbarer Verbindung mit der Gottheit, so durfte dieses ja nicht bloß durch das dunkle Gefühl, sondern vorzüglich durch die helle deutlich sehende Vernunft seyn,

die

die der Ehre auf jeden Fall mehr werth war, von den Göttern herzurühren. Er legte der gesammten menschlichen Thätigkeit etwas Göttliches bei, und wahrscheinlich haben seine Schüler ihn über diesen Punkt nicht ganz richtig verstanden: so wie man auch sieht, daß sie nicht gänzlich einstimmig mit einander sind. Plato sagt nemlich: die Stimme habe immer nur dasjenige zum Gegenstande gehabt, was nicht geschehen, Xenophon hingegen dasjenige, was geschehen sollte. Meines Bedünkens, dem zu Folge ich nicht der Tennemannischen Meinung seyn kann, spricht Plato bloß von der Stimme des Sokrates bei solchen Handlungen, die sich nicht auf Moral bezogen, und also gethan oder unterlassen werden konnten, wo die Stimme des Gefühls bloß ein guter Rath war: Xenophon hingegen spricht nicht bloß davon, sondern auch von der Stimme des Gefühls als Antrieb zu moralischen Handlungen, zu Pflichten. Daß während der letzten Periode seines Lebens diese Stimme verstummte, dieß beweist, daß Sokrates durch angestrengtes Nachdenken seine Vorstellungen über die mehrsten strittigen Fälle zur Deutlichkeit erhoben hatte, so daß er dieser Annahmung seines Gefühls nicht mehr bedurfte. Un-

mög-

möglich konnte Sokrates sich so sehr täuschen, als daß er eine solche unmittelbare Einwirkung auf ihn angenommen haben sollte. Nach des Plutarchs Bericht von dem Genius des Sokrates, wich auch dieser letztere jeder verlangten weitern Erklärung über diese Stimme, selbst bei seinen Schülern, sorgfältig aus. Vermuthlich kam dieß aber daher weil Sokrates, der ein so überaus leichtes Gefühl hatte, es ihnen nicht begreiflich machen konnte, wie das Gefühl schon so laut sprechen könne, indem doch der Verstand alle Gründe des Gefühls sich noch nicht deutlich genug entwickelt habe. Bei aller Lebendigkeit seiner Phantasie, bei seinem so vorzüglichen Hange sich in sich selbst zu verschließen, ist es doch seinem so scharfdenkenden Geiste nicht zuzutrauen, daß er dasjenige, was in ihm selbst geschah, von etwas außer ihm hätte ableiten sollen.

Der Sokratische Genius, der bisher den Alten sowohl als den Neuern so viel zu thun gegeben hat, ist also nichts weiter, als das Gefühl, und vorzüglich das moralische, welches auch noch das Interessanteste an demselben ist. Dieses Gefühl, das, als bloßes Gefühl, vom Sokrates so wie von seinen Schülern allen δαιμόνιόν τι, als moralisches Gefühl aber

aber θειον τι (vorzugsweise) genannt wird zeigt uns, wie selbst Sokrates nur in dem bessern Theile des Menschen, das wahrhaft Göttliche suchte, wie er nur aus diesem auf das Daseyn und Wirken der Gottheit vorzüglich schloß. Und eben daher läßt es sich auch erklären, wie die Delphische Inschrift γνωθι σε αυτον ihn so sehr einnehmen konnte, daß er einen wichtigen moralischen Sinn in dieselbe legte. Eben daher glaubte er sich auch berechtiget und von der Gottheit dazu berufen zu seyn, an der moralischen Bildung seiner Mitbürger, so viel als er nur vermochte, zu arbeiten, wie in Platos Apologie angegeben wird. — Dieses Göttliche in uns, welches Sokrates erstlich noch in das bloße Gefühl setzte, fanden nicht lange nach ihm, die zwei seiner größten Schüler, Plato in seinem λογος und Aristoteles in dem νους; und nur hierdurch allein glaubten beide in Kommunikation mit der Gottheit zu stehen.

Wie gut läßt es sich also nach allem bisher Gesagten einsehen, daß Sokrates sehr religiös war! Seine Erziehung trug hierzu wohl nicht so viel bei, als sein reiner Sinn für Sittlichkeit, und nur in diesem letztern Falle die

erstere; in soferne nemlich die Erziehung zur Ausbildung dieses Sinnes das Ihre that. Mit der Schätzung des Göttlichen in dem Menschen verband er zugleich auch die tiefste Ehrfurcht gegen die Gottheit, und bezog alles auf eine religiöse Betrachtung der Welt. Seine Religion war ihm ein Rechtthun in Gott, το ευπραττειν εν Θεῳ, und zu dieser Religion wünschte er alle seine Mitbürger geführt zu sehen; er setzte ihr gesammtes Wesen in die Ausübung aller Pflichten, und in einen guten Lebenswandel. Alles andere hielt er für Nebensache, ob er schon, aus menschenfreundlicher Schonung seiner Mitmenschen, sich äußerlich noch zu dem Kultus seiner Väter verstand, in dem er freilich die durch Dichter bewirkten Verunstaltungen nicht gut finden konnte, sondern laut gegen dieselben deklamirte, und seine moralischen Begriffe demselben anzupassen suchte. Aberglauben und Schwärmerei sind sicher ferne von ihm gewesen: und — ein philosophischer Proteus war er nicht.

Wie gut läßt es sich nach dem bisher Gesagten nicht einsehen, daß sein Hauptstreben als Bürger im Staate dahin gegangen sey, gute und sittliche Bürger für die Beförderung der Wohlfahrt des Staates zu bilden. Cicero

sagte

sagte bekanntlich von ihm: er sey es gewesen, der die Philosophie vom Himmel herabgerufen, in die Wohnungen der Menschen, und in das gemeine Leben eingeführet hätte. Gewiß, er war der erste und vorzüglichste populäre Philosoph, dem es bloß und allein um die Aufhellung der Begriffe zu thun war; der in die Werkstätte der Künstler und Handwerker hinabstieg, bei öffentlichen Volksversammlungen unter dem Haufen der Zuhörer sich finden ließ, und bei keinem großen Feste fehlte, bloß in der Absicht, um seinen Mann zu suchen, und daselbst zu belehren. Sein Umgang war dabei höchst erfreulich und angenehm: nie konnte sich jemand von demselben losmachen, bis er ihn selbst aufhob. Die Jugend von Athen giebt einen auffallenden Beweis davon: diese war so sehr von ihm eingenommen, daß sie ihm allerwärts nachzog, mit niemand lieber etwas zu thun haben, von niemand lieber unterrichtet seyn wollte, als von ihm. Weswegen aber auch diese Liebe der Jugend einen Vorwand zu einem schändlichen Anklagepunkt gegen ihn mit abgeben mußte. So ist es z. B. bekannt, daß Alcibiades, der so höchst sinnliche Mensch, der gewiß die guten Seiten seines Charakters dem Sokrates

nur zu verdanken hatte, von seiner frühen Jugend an bis in die Jünglingsjahre sein Gefährte war. — Ja — nicht der Jugend allein, sondern auch einem andern Theile, vorzüglich durch die äußern Annehmlichkeiten des Umgangs zu fesselnder Menschen, dem Frauenzimmer von Athen, war seine Unterhaltung höchst beliebt. Den enthaltsamen und mäßigen Sokrates sah man gar oft in der Gesellschaft der üppigsten Mädchen, deren Streben gewöhnlich nur nach Sinnengenuß, und deren Wunsch nur zu gefallen war. Man sah, wie die Kunst der Unterhaltung dieses Weisen über die gesammte Natur dieser Mädchen siegte, wie sie dieselben von den eigentlichen Gegenständen ihres Denkens und Trachtens ab, und zu philosophischen Vorstellungen mit einer solchen Leichtigkeit und Annehmlichkeit führte, daß sie von dem Interessanten seiner Vorträge mit der größten Aufmerksamkeit gefesselt wurden.

Allein — was hatten diese Bemühungen des Sokrates alle endlich für einen Erfolg! Unglücklicherweise mußte er in solchen Zeiten leben, wo fast ein allgemeines Verderbniß der Sitten sich seiner Nation bemächtiget hatte. Nicht lange vor ihm hatte nemlich eine große

Reihe bürgerlicher Unruhen und Staatsveränderungen angefangen, welche sich endlich mit dem Umsturz der Freiheit der griechischen Staaten endigten. Was gewöhnlich solchen gewaltsamen Ereignissen vorauszugehen pflegt, das war auch hier der Fall. In den innern Verhältnissen, worauf sich die Grundverfassung dieser Staaten gründete, war so sehr vieles verändert worden. Patriotismus, der nicht für den eignen Vortheil, sondern durchaus nur für das allgemeine Beste besorgt ist, die kräftigste Schutzwehr für die innere und äußere Sicherheit der Staaten, so lange als er alle Bürger beseelt, war gesunken: denn die Sitten, die Denkungsart des größten Theils der Bürger, besonders in Athen, hatten sich gänzlich umgewandelt. Ein gieriges unedles Streben nach Reichthümern, Hang zur Schwelgerei, zur Ueppigkeit, Eitelkeit, Stolz und Ehrgeiz hatte die größte Menge der Nation erfüllt, und ihren Charakter verdorben. Man dachte nur darauf, wie man das erlangen könnte, was die sinnliche Lust eben verlangte, was eigennützige Absichten so eben wünschten, und hörte dabei weder auf die Grundsätze der Moral, noch auf die Stimme des Gewissens. Es läßt sich daher leicht denken, was diese Den-

kungs-

kungsart am Ende für Folgen haben mußte. Das moralische Gefühl war bei den Vornehmen unterdrückt, bei den Geringern roh und unentwickelt: beide hatten, abwechselnd oder gemeinschaftlich entweder in verschiedenen Ländern, oder zu verschiedenen Perioden, die Zügel der Regierung in den Händen, und konnten sich als den gebietenden Theil betrachten. Die Menschheit mußte also wenig geachtet werden, und es der Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten in Fülle geben.

Dazu kam noch, daß die Erziehung der Griechen bisher gar wenig auf Sittlichkeit, sondern vorzüglich nur auf Tauglichkeit zu Staatsbürgern berechnet war. Gymnastik und Musik waren die zwei Hauptfächer, die alles in sich begriffen, was von den Griechen zur Erziehung gerechnet wurde. Ob nun wohl diese letztere die Ausbildung der Anlagen zur Sittlichkeit in dem Menschen nicht ausschloß, so hatte sie aber doch dieselbe eigentlich nicht zum Zweck. Freilich so lange als der Staat in seinem Innern sich noch im Wohlstand befand, so lange als Arbeitsamkeit und Frugalität noch herrschende Sitte war, so konnte diese Erziehungsart vortheilhaft seyn. Aber nach dem Verlust der alten Reinheit der Sitten,

nach

nach der allmählichen Verschlimmerung der Denkungsart, nach der gewichenen Liebe zur Arbeitsamkeit, nach dem Eintritt des Luxus in den Staat, und nach der Vernichtung alles dessen, was sonst gewissen Vorstellungsarten Ansehen uud Einfluß ertheilt hatte, waren alle solche Erziehungsanstalten mehr noch ein größeres Reizmittel zur wachsenden Verschlimmerung, als ein Damm gegen das einreißende Sittenverderbniß.

Eigentliche Religiosität war in dem Staate nie noch vorhanden gewesen, ihre Stelle hatte bisher nur ein Glaube an Religion vertreten. Nun fing aber der Glaube an das Daseyn der Götter dazumal an sehr stark zu wanken; welches natürlich den abgeschmackten Vorstellungen von denselben zu Folge, die man damals hegte, nicht anders seyn konnte. Damit fiel denn nun auch der Glaube an Moral, der bisher mit dem Glauben an die Götter in einigen Punkten verbunden gewesen war. Man erklärte das Gewissen für eine abergläubische Furcht unwissender roher Menschen, und alle moralischen Urtheile wurden verkehrt. Ungesittetes Betragen hieß ihnen Erziehung; Zügellosigkeit im Sprechen und Schreiben Freiheit; Schwel

gerei

gerei und Ueppigkeit guter Ton; und Unverschämtheit und zudringliches Wesen Herzhaftigkeit. Wenn sich auch der größte Theil der Nation, unter der Sokrates lebte, zu der Religion ihrer Väter bekannte, so bestand diese doch nur aus Ceremonien und Meinungen: denn indem sie auf der einen Seite den Menschen antrieb, den Göttern durch Erfüllung ihres Willens wohlgefällig zu werden, so bot sie aber auf der andern Seite Mittel genug wieder dar, um die erzürnten Götter zu versöhnen, und die Buse durch Opfer und nicht durch Besserung zu bewirken. Dem Freierdenkenden erschien daher die Religionslehre nur als ein loses Gewebe von Fabeln, Ungereimtheiten und Widersprüchen.

Man zweifelte jetzt an allem, da man auf dem Punkte stand, aus dem Gebiete aller Vorurtheile herauszugehen, ohne daß man jedoch einen sichern Punkt gehabt hätte, auf dem zu fußen gewesen wäre. Die Beredsamkeit hatte in der Verwaltung des Staates ein entschiedenes Uebergericht erhalten, und die Sophisten hatten angefangen wissenschaftliche Kenntnisse zu lehren: man lernte also über alles disputiren, alle Ueberzeugungen wankend machen, und sich von aller Anhäng-

lich-

lichkeit am Alten losreißen. Es galt, zu Folge der Sophisten damals der Grundsatz, daß sich über alles mit gleich starken Gründen pro und contra sprechen lasse. Wie wäre es also möglich gewesen, daß irgend eine feste und sichere Ueberzeugung hätte aufkommen können. Und wie nachtheilig mußte dieses nicht für das gesammte Handeln seyn! wahr ist es wohl, daß dieses unruhige, unstete Emporstreben des menschlichen Verstandes, dieses unruhige Drängen und Treiben zur Beschäftigung, den Anfang einer neuen Periode für die Menschheit ankündigte. Der Verstand hatte einige Wissenschaft von seinen eignen Kräften bekommen, und wollte nun die Stütze wegwerfen, auf der er bisher sich gestützt hatte: aber freilich war er dazu noch nicht reif genug, leider nur zu früh und unter gewaltsamen Träumen war er aus dem Schlummer erwacht, aus dem er nur allmählig und sanft hätte emporsteigen sollen. Das Handeln, das wirkliche Handeln in der Welt befand sich in einem zu ungeheuern Abstande von dem was bessere, edlere Menschen fühlten, und wie so sehr mußte dann nicht ihr Gefühl für Menschenwürde empört werden, wenn sie nicht einmal nur schon Uebereinstimmung im Denken sahen,

wenn

wenn sie bemerkten, wie diejenigen, welche die Jugend zu unterrichten unternommen hatten, den Kopf verwirrten, und die Achtung gegen Recht und Tugend für Thorheit und Einfalt, die Befriedigung aller Lüste für die einzige Bestimmung des Menschen erklärten; wenn sie bemerkten, wie eben diese Menschen dem Geiste der Zeit sich anzuschmiegen suchten, anstatt daß sie ihn hätten bilden sollen, daß sie nicht als Lehrer sondern als Schmeichler des Volks auftraten.

Um hier mit Kraft entgegen zu wirken, und die Folgen, welche eine solche Verfassung des Staats mit sich führen konnte, unschädlich zu machen, so mußte entweder der Erziehung eine sittliche Richtung gegeben, die sittlichen Gefühle mehr, als es bisher geschehen war, entwickelt, und mit ihnen das alte Religionssystem veredelt werden: oder man hatte die religiösen sittlichen Wahrheiten auf Grundsätze zurückzuführen und ein neues Moralsystem zu begründen.

Sokrates machte, wie schon bemerkt ist, besonders in ersterer Hinsicht, den ersten Versuch dazu. Allein für diese seine, durch sein ganzes Leben hindurch so sehr angestrengte Bemühung — was ward ihm für ein Dank?

Durch sein stetes Bestreben, unter seiner Nation wieder Sittlichkeit einführen zu wollen, das moralische Gefühl in ihr zu wecken, und sie zur weltbürgerlichen zu machen, hatte er eine gewisse Klasse von Menschen, die nur aus der Zerrüttung des Staates oder doch nur aus der Sittenlosigkeit desselben Vortheil ziehen konnten, zu einem tödlichen Hasse gegen sich gereitzt. Es waren dieses Dichter und Redner oder Sophisten. Diese hatten schon den Gedanken nicht ertragen können, daß er, Sokrates, es unternommen hatte, das Volk sittlich praktisch aufzuklären: denn sie sahen, wie sie, bey der Ausführung dieses Gedankens, um ihren gesammten Vortheil kamen. Indessen dieß hätte noch hingehen mögen: wie stark mußte aber ihre Galle nicht dann rege werden als sie an ihm sogar auch einen wirklichen Feind fanden? Sokrates konnte nemlich nicht anders, wollte er Sittlichkeit unter dem Volke bewürken, so mußte er diese Menschen bekämpfen, nicht heimlich sondern öffentlich und auf geradem Wege bekämpfen, welche als ihren Hauptzweck es sich angelegen seyn ließen, jenem Zwecke entgegen zu arbeiten. Mit ihnen stieß er also sehr oft zusammen,

und man muß sagen, daß er das Zusammentreffen mit ihnen durchaus nicht vermied. Und warum hätte er es auch vermeiden sollen? — nicht er, sondern sie waren ja allemal der besiegte Theil! Man sah, wie die Wahrheit der Gedanken, und die Kunst, sie richtig aus einander zu entwickeln, allemal über die Spitzfündigkeit Meister wurde, welche, der richtigern Einsichten der Vernunft entgegen, mit ihnen anfangen zu können glaubt was sie will. Mehrentheils wurden diese Halbweisen alle ad absurdum geführt.

Unmöglich konnte also der in ihnen erweckte Groll unthätig bleiben, unmöglich durfte Sokrates ihnen ohne Rache entschlüpfen. Man schwur, ihn zu einem abschreckenden Opfer seiner Wahrheitsliebe und Eifers für das allgemeine Beste zu machen. Aber es hatte dieser Mann zu viele Anhänger unter den Bürgern! mit einer geraden Anklage gegen ihn ließ es sich also gar nicht wohl sogleich hervortreten, nur nach und nach mußte man das Volk erstlich bearbeiten, um dem Privathaß gegen einen Bürger den Schein einer Vorsorge für das Beste des Staates zu geben. Selbst unter den Dreißigern, unter der unmensch-

menschlichsten und so höchst tyrannischen Regierung, wo fast alle Rechte der Menschheit mit Füßen getreten wurden, hatte man dieses noch nicht wagen dürfen: und die Dreistigeren selbst hatten es nicht gewagt, ob er schon ihnen ganz und gar nicht schmeichelte, sich ihren grausamen Befehlen widersetzte, und mit vieler Kraft oft gegen ihre Bedrückungen sprach. — Die Feinde des Sokrates hatten vielleicht auch unter jener Regierung zu wenig Ansehen und Anhang, um so etwas unternehmen zu können. Ueberhaupt mußte auch der Plan dazu nur zu einer solchen Zeit entworfen werden, wo nach vorhergegangenen großen Zerrüttungen in den politischen Verhältnissen der Parteygeist noch fortdauerte, wo jedermann auf die Absicht des andern mißtrauisch war.

Zuerst fing man damit an, daß man ihn und seine Unternehmungen in einem lächerlichen Lichte zu zeigen suchte: denn wenn dieses einmal geschehen war, wenn er in der äußern Achtung der Nation gesunken war, so mußte es dann um so leichter seyn, ihn unter dem Verdammungsurtheil zum Fallen zu bringen. Aristophanes, der Theaterdichter machte in seinen Wolken den Anfang dazu. In diesen wird der ganze Sokrates, wie er

han-

handelte und war, dargestellt, und zwar auf eine solche Weise dargestellt, daß der Eindruck des Lächerlichen dabey der Hauptsächlichste bleibt. — Einige neuere Gelehrte haben zwar den Aristophanes von dem Vorwurfe befreien wollen, daß seine Satire sich so weit erniedriget hätte, um sich an Männern, denen jede sittliche Achtung mit Recht gebührte, zu vergreifen: allein ich sehe nicht ab, wie es ihnen möglich gewesen ist, solche auszeichnende Fakta, die in der Komödie selbst liegen, abzuläugnen. Genug, es liegt am Tage, Aristophanes hatte den Sokrates auf der Bühne lächerlich gemacht, und — nun lachte alles, was da lachen konnte und zu dem großen Heerhaufen der Lacher gehört, in Athen über den Sokrates und seine Philosophie. Auch jede Möglichkeit eines guten Eindruckes, welchen er ins Künftige noch auf die Gemüther der Athenienser hätte machen können, wurde hierdurch aufgehoben: im Ganzen wurde aber alles vielmehr noch vorbereitet, um über den Sokrates auch mit triumphiren zu können.

Dieser Schlag erfolgte in dem ersten Jahre der fünf und neunzigsten Olympiade. Ein Schlag, der immer empörend für die Menschheit bleiben wird: da durch ihn einer

der vortrefflichsten Menschen, eben wegen seines angestrengten Strebens nach der Beförderung von Menschenwohl und Glückseeligkeit, als ein Opfer von Kabalen zum Giftbecher verdammt wurde. Drei Ankläger, als schlechte Menschen in Athen durchgängig bekannt, riefen ihn vor das Gericht. Sie hiesen: Melitus, Anytus, und Lúko. Der erstere war ein elender Dichter, die beiden letzten waren feile Demagogen. Schon lange vorher, ehe sie dieses thaten, hatten sie den Sokrates zu verläumden gesucht, und man glaubt, daß vorzüglich auf ihr Anstiften Aristophanes gegen den Sokrates geschrieben habe. Nur der erste, Melitus nemlich, trat mit der förmlichen Klage hervor: Sokrates sey ein Staatsverbrecher; denn er verwerfe die Götter, deren Kultus öffentlich sanktionirt sey, und wolle neue Gottheiten einführen, und lehre der Jugend verderbliche Grundsätze.

Man sieht leicht ein, warum der erstere nur mit der Klage auftrat, und warum, die andern beiden nur zur Reserve dienten. Man wollte auf diese Weise des Sieges über den Sokrates nur um so sicherer seyn. Melitus

sollte

sollte im Namen der Sache selbst, Anytus und Lyko, als Demagogen, im Namen des Volkes auftreten. Und die Kabale, also angelegt, würkte dann mit gewissem Erfolg. Plato hat uns, in seiner Apologie des Sokrates diesen leztern mit dem Melitus im Gespräche aufgeführt: da nun kein Zweifel vorhanden ist, daß Sokrates dieses Gespräch wirklich gehalten habe, zum wenigsten, daß das mehrste aus demselben authentisch sey, so wollen wir dasselbe hier anführen.

Er spricht vor seinen Richtern, sagt ihnen, was er von seinen Anklägern halte: beschuldigt den Melitus der Ungerechtigkeit, daß er ihn hier vor Gericht gerufen habe, und ruft ihn durch folgende Anrede zum Gespräch mit ihm auf: —

„Melitus sagt, ich handle gottlos indem ich die Jugend verführe: ich aber, ihr Athener! ich behaupte, daß Melitus noch weit gottloser sey, indem er blos deshalb als Ankläger vor Gericht erscheint, um zu beweisen, daß ihm Dinge am Herzen lägen, um die er sich nie noch bekümmert hat. Dieses will ich beweisen. Kom also, Melitus! und sage mir, liegt dir wirklich nichts so sehr am Herzen,

zen, als daß die Jugend so gut werden möchte, als sie nur seyn kann?"

Melitus. „Nein! Das ist kein Zweifel."

Sokrates. „Aber so bitte ich dich, so sage doch unsern Richtern, wer ist denn der, welcher unsre Jugend bessern könnte? Denn du mußt es ja wahrscheinlich wissen, weil dich die Sache so sehr beschäftigt. Wahrhaftig, nachdem du erst den aufgefunden hast, der sie verdirbt, und den du so eben angeklagt hast, so müßte dir ja auch wohl der bekannt seyn, der sie bessern könnte. Rede . . . . . Melitus! — Du siehst — du bist gefangen — denn es will mit Sprache hier so recht nicht fort. Aber schämst du dich denn nicht darüber, und — ist denn dieses dein Stillschweigen nicht der sicherste Beweis, daß du dich um die Erziehung der Jugend nie bekümmert habest? Aber — ich frage dich noch einmal — wer ist der, welcher die Jugend zu bessern vermöchte?"

Melitus. „Das Gesetz."

Sokrates. „Nein — mein Freund! das ist es nicht was ich frage. Ich frage dich nemlich: wer ist der? — wer ist der Mann, der dieses thun soll? —

Das ist freilich gewiß, daß dies erste, was dieser Mann wissen muß, die Gesetze sind."

Melitus. „Nu — das sind die Richter, Sokrates."

Sokr. „Was sagest du da, *Melitus!* wie — diese Richter hier wären allein im Stande, die Jugend zu unterrichten, und zu bessern?"

Melit. „Ja — gewiß."

Sokrat. „Aber — sind denn dieses die Richter alle vermögend; oder giebt es einige unter ihnen, welche es können, andere hingegen die es nicht können?"

Melitus. „Alle Richter."

Sokrat. „Ei das führt ja uns gar zum Wunderbaren hin, und da hast du uns mit einer sehr grosen Anzahl guter Erzieher bekannt gemacht! — Aber diese Zuhörer — vermögen sie wohl auch die Jugend zu bessern; oder vermögen sie es nicht?"

Melit. „Auch diese können es."

Sokr. „Also auch die Mitglieder des Senats."

Mel. „Ja auch sie."

Sokrat. „Aber — mein lieber Melitus! Diejenigen, welche öffentliche Vorträge halten, verderben sie die Jugend, oder

sind

sind sie alle fähig, ihre Veredlung zu bewürken?"

Mel. „Sie sind dessen alle fähig."

Sokrat. „So folgt denn daraus, daß alle Athenienser sie veredlen können, mich allein ausgenommen. Ich bin es also, der sie verführe? ist dieses nicht was du sagst?"

Melit. „Das ist es."

Sokr. Wahrhaftig, da machst du mich mit einem großen Unglück bekannt, das mich begleiten soll! — Indessen — antworte du mir nur immerfort. Glaubst du denn, daß dieses mit den Pferden der nemliche Fall sey? Können alle Menschen sie gut gewöhnen, und giebt es nur einen einzigen Menschen, der sie zu verderben vermöchte? oder verhält es sich umgekehrt, giebt es nur einen einzigen, oder nur wenige Menschen, welche es verstehen, sie gut zu dressiren, und verdirbt sie nicht der größere gesammte übrige Theil derselben? und ist dieses nicht mit allen andern Thieren noch der Fall? — Ja — ohne Zweifel: wahrscheinlich kömmt es aber nur darauf an, daß Anytus und du darüber einstimmig seyd. — Denn wahrlich — welch großes Glück wäre es nicht für die Jugend, wenn es nur einen einzigen Men-

schen gäbe, der sie verführte, und wenn alle übrige diesen Fehler nur gut zu machen hätten. Jedoch — du hast hinreichend gezeigt, Melitus! daß die Erziehung der Jugend dich niemals beunruhiget hat; und da kömmst du nun noch, um öffentlich dieses zu zeigen; ich bitte dich also, Melitus antworte mir auf dieses hier, was ich so eben sagen werde: was ist wohl vortheilhafter — mit guten oder mit bösen Menschen in Gesellschaft zu leben? antworte mir, mein Freund! denn ich verlange ganz und gar keine schwere Sache von dir: ist es nicht wahr, daß die Bösen denen, welche öfters mit ihnen umgehen, viel böses anthun, indem die Guten diejenigen, welche ihre Gesellschaft suchen, mit Wohlthaten überhäuffen?"

Melit. „Ohne Zweifel"

Sokr. „Giebt es wohl nun irgend jemand, welcher es vorziehen sollte, von jenen erstern abzuhängen? — Antworte mir: denn das Gesetz befiehlt zu antworten. — Kann es jemanden geben, der lieber etwas böses als etwas gutes erhalten möchte."

Melit. „Nein — es giebt niemand."

Sokr. „Aber — sieh doch nur einmal zu, indem du mich anklagst, daß ich die

Jugend verführe und gottlos mache, so behauptest du doch wohl, daß ich sie mit allem Vorbewußt und mit allem Willen verführe; oder thue ich dieses ohne es zu wollen?"

Mel. „Wissend und wollend — natürlich."

Sokr. „Wie — Melitus! übertrifft denn in dem Alter, in dem du gegenwärtig dich befindest, deine Weisheit und Einsicht so sehr die meinige in dem Alter, in dem ich bin, daß du wissest, daß die Bösen denen, mit welchen sie umgehen, Schaden zufügen, und daß die Guten ihrer Gesellschaft Gutes thun; und daß ich so unwissend sey, daß ich nicht wisse, daß, wenn ich irgend jemand von denen, die mir anhängen, gottlos mache, ich mich der Gefahr aussetze von ihnen etwas Böses zugefügt zu erhalten: — und daß ich, bei alle dem, es nicht unterlasse mir dieses Uebel mit allem Willen und Wissen zuzuziehen? — In diesem Stücke Melitus! glaube ich dir nicht, und ich glaube auch, daß niemand in der Welt seyn wird, der dir glauben könnte. Denn von folgenden zwei Stückchen kann nur das eine wahr seyn: entweder ich verführe die Jugend ganz und gar nicht, oder, wenn ich sie verführe, so geschieht es wider Wissen

sen und Willen. Diesem mag nun seyn wie ihm will, so bist du ein Verläumter und Lügner.

Wenn es wider meine Absicht war, daß ich die Jugend verdarb, so will das Gesetz, daß man für unfreiwillige Fehler niemand verantwortlich mache. Das Gesetz will nur, daß man diejenigen, welche dergleichen Fehler begehen, besonders vornehme, daß man ihre Fehler ihnen zeige, daß man sie von denselben unterrichte: denn es ist gewiß, daß, wenn ich besser unterrichtet wäre, ich gewiß aufhören würde das zu thun, was ich wider meinen Willen begehe; du aber hast mich nicht eines bessern belehren wollen, sondern du hast mich hierher vor das Tribunal gerufen, vor welches das Gesetz nur diejenigen rufen läßt, welche Strafe verdient haben, und nicht diejenigen, welche nur Gegenvorstellungen bedürfen. — Seht also, Athenienser! hier einen sehr entscheidenden Beweis von dem, was ich vorhin sagte, daß Melitus sich niemals viel mit allen diesen Dingen abgegeben hat, und daß er wohl niemals noch daran dachte.

Indessen — auch darauf mußt du mir antworten, du mußt mir sagen, wie ich die Jugend verführe. Besteht dieses nach deiner

ner eingereichten Klage, nicht so ohngefähr darinnen, daß ich sie lehrte, die Götter nicht anzunehmen, welche das Vaterland erkennt, und daß ich ihnen beibrachte, andere Gottheiten zu ehren? Ist dieses nicht das, was du hast sagen wollen? —

Melitus. „Das ist es.“

Sokr. „So beschwöre ich dich denn, Melitus! im Namen aller Götter, von denen jetzt die Rede ist, erkläre dich darüber, auf eine deutlichere Art, vor mir und unsern Richtern. Denn ich begreife gar nicht wo, wie Du sagen kannst, daß ich lehre, es gebe einige Götter (denn ich bin in der That von dem Daseyn der Gottheiten überzeugt, und ich bin kein Atheist — das ist mein Verbrechen nicht), und — daß ich lehre, nicht an diejenigen zu glauben, an welche die Stadt glaubt, sondern an andere. Ist dieses das, dessen du mich beschuldigst? oder klagst du mich an, daß ich gar keinen Gott glaube, und daß ich andere lehre, gleichfalls an keinen zu glauben? —“

Melit. „Ich klage dich an, daß du keinen Gott glaubst.“*)

*) Hier sieht man deutlich, wie dieser Punkt, von den ältesten Zeiten an, die Hauptanklage gegen die Philosophie immer abgeben mußte.

Sokr. „O wunderbarer Mann! warum sagest du dieses? wie — ich sollte nicht, gleich mehrern andern guten Leuten, glauben, daß die Sonne und der Mond Gottheiten wären?“

Melit. „Nein — Athenienser! da ist kein Zweifel daran, er glaubt nicht an sie; denn er sagt, daß die Sonne ein Stein, und der Mond eine Erde sey.“

Sokr. „Du wähnst zum Anaxagoras zu reden, guter Freund! und du behandelst also unsre Richter so geringschätzend, daß du glaubst, sie wären so unwissend, daß sie nicht wüßten, daß die Bücher des Anoxagoras von Klazomene voller Mährgen sind; und — noch mehr — würden wohl jene junge Menschen Dinge von mir lernen, welche sich in Büchern befinden, die sie jeden Augenblick im Orchester für eine Drachme kaufen könnten, und welche ihnen eine schöne Gelegenheit gäben, sich über den Sokrates zu moquiren, wenn er solche Dinge, die gar nicht von ihm kommen, lehrte, und welche so sonderbar und abgeschmakt sind? — Aber noch einmal — sage mir, glaubst du denn würklich, daß ich keinen Gott annehme?“

Melit.

Melit. „Ja — ich glaube es — du nimst keinen an."

Sokr. „So sagst du dann Dinge, welche sehr schwer zu glauben sind, mein lieber Melitus! und du bist nicht in Einstimmung mit dir selbst. — Was mich anbetrifft, ihr Athener! so scheint mir Melitus ein unverschämter und kühner Mensch zu seyn, der diese Anklage nur zu einem Insult gegen mich und aus jugendlicher leichtsinniger Freiheit unternommen hat; denn er ist gewiß nur in der Absicht hieher gekommen, um mich in Versuchung zu führen, indem er mir ein Räthsel vorwarf; da er dachte, wir wollen doch sehen, ob Sokrates, der Mann, der für so weise gilt, einsehen wird, daß ich meinen Spaß mit ihm treibe, und daß ich Dinge rede, welche sich einander widersprechen; ich will doch zusehen, ob ich nicht ihn und alle Zuhörer betrügen kann. In der That — er scheint in seiner Anklage sich durchaus zu widersprechen; denn sie enthält eben so viel, als wenn er sagte; „Sokrates begeht ein Verbrechen indem er glaubt, daß es keine Götter gebe, und indem er glaubt, daß es Götter gebe." Und — dieß heißt doch — einen zum Besten haben. Sehet,

het, so scheint es mir zu seyn; nun folgt mir ein wenig, ich bitte euch darum, und gerathet nicht in Hitze, wenn ich nach meiner gewöhnlichen Weise spreche, so wie ich euch im Anfange darum gebeten habe."

„Antworte mir nun Melitus: giebt es jemand in der Welt der da glaube, es gebe Dinge, welche aus Menschenwerk bestehen, und der da glaube, daß es keine Menschen gebe? — Nu — so antworte doch — und mache doch nicht so viele Umstände! — Giebt es jemand, der da glauben könnte, es gebe eine Reitkunst, ohne daß es Pferde gebe? oder der da glaube, es gebe keinen Flötenspieler, indem er doch die Töne der Flöte hört? Giebt es denn niemand — denn ich muß doch wohl am Ende noch für dich antworten, da du nicht antworten willst. — Doch — antworte mir nur darauf, kann jemand seyn, der da glaube, es gebe göttliche Dinge, und der demohngeachtet wieder glauben könne, es gebe keine Götter?" —

Melit. „Nein, ohne Zweifel."

Sokrat. „Ei — wie viel hat mir's nicht Arbeit gekostet, um dir dieses Wort endlich zu entreißen! Du sagst also, daß ich glaube, und daß ich lehre, daß es Gottheiten ge-

be?

be? — Es mögen dieses nun neue oder alte seyn, so ist es doch bei dir durchaus ausgemacht, daß ich welche glaube. Und dieß ist es auch, was du in deiner Anklage angebracht hast. Wenn ich nun Gottheiten annehme, so ist es nothwendig, daß ich Götter glaube; ist dieses nicht? — Ja — ohne Zweifel: denn ich nehme dein Stillschweigen für eine Bejahung. Aber — läßt es sich wohl annehmen, daß diese Gottheiten Götter oder Götterkinder sind? — Antworte."

Melit. „Ja — ohne Zweifel."

Sokrat. „Folglich habe ich nun auch, nach deinem eignen Geständnisse, weil ich glaube, daß es Dämonen giebt, und weil die Dämonen Götter sind, hier den sichersten Beweis von dem, was ich sage, daß du mir da ein Räthsel, eine Aufgabe vorgeworfen hast, um dich auf meine Kosten zu belustigen, indem du sagst, daß, da ich keine Götter glaube, doch an Götter glaube, weil ich Dämonen annehme. Denn wenn die Dämonen Götterkinder sind, oder von den Göttern abstammen, wie du vielleicht willst: weil man sagt, daß sie diese Kinder von Nymphen und andern Personen haben: welcher Mensch dürfte dann noch seyn, der da glauben könnte, daß es Göt-

ter-

terkinder gebe, indem er doch keine Götter annimmt? — Dieses würde so abgeschmackt seyn, als anzunehmen, daß es Füllen und junge Adler gebe, ohne daß Pferde und Adler wären. Also — Melitus! mußt du gestehen, entweder, daß du diese Anklage nur gegen mich formirt hast, um mich in Versuchung zu führen; oder, daß es dir durchaus an einem schicklichen Vorwand gefehlt hat, um mich vor das Gericht zu rufen. Denn niemand in der Welt wirst du überzeugen können, mag dieses seyn wer es will, wenn er nur etwas Verstand noch hat, daß der nemliche Mensch, der überzeugt ist, daß es Dinge gebe, welche mit Göttern und Dämonen im Verhältniß stehen, noch glauben könne, es gebe weder Dämonen, noch Götter, noch Helden: Dieß ist vollkommen unmöglich. Aber — was vertheidige ich mich noch länger — Athener! da das, was ich so eben gesagt habe, offenbar beweißt, daß ich durchaus kein Verbrechen begehe, und daß die Anklage des Melitus ohne den geringsten Grund ist."

„In Rücksicht dessen, was ich gleich zu allem Anfang sagte, daß ich mir nemlich den Haß meiner Mitbürger zugezogen hätte: so seyd überzeugt, daß dem wirklich also ist; und

und das, was mich eigentlich zum Tode bringt, das ist sicherlich weder Melitus noch Anytus; sondern bloß und allein dieser Haß und diese Volks-Misgunst, welche schon so viele gute brave Männer gestürzt hat, und eben so viele andere noch stürzen wird: *) denn man darf nicht hoffen, daß dieser Haß, diese Wuth des Pöbels mit mir endigen werde; mein Leben würde dann nur zu gut aufgeopfert worden seyn."

Dürfte es hier nicht jemand geben, der mir sagen könnte:" Was beginnst du doch nur Sokrates: daß du dich mit einer Sache abgiebst, welche dich so eben der augenblicklichen Todesgefahr aussetzt." Für diesem ist meine Antwort bereit. Ich werde ihm sagen, sey es, wer es nur will, daß er sich sehr betrüge, wenn er glaubt, daß ein tugendhafter Mann auf Lebens und Todesgefahr Rücksicht zu nehmen habe. Die einzige Rücksicht die er während des ganzen Gangs seines Lebens zu nehmen hat, ist die, daß er darauf sieht, ob das, was

*) Wie scharf sah hier leider! Sokrates nicht bis in die entferntesten Jahrhunderte hinab!

was er thut recht oder unrecht sey, ob die oder die Handlung zu den guten oder zu den bösen gehöre; — wenn dieses nicht wäre, so würde aus eurer Meinung folgen, daß die Halbgötter alle, welche vor Troja kämpften und starben, Narren gewesen wären, so weit als sie warm waren, besonders aber der Sohn der Thetis (Achill), der, aus edlen Ehrgeitz bei dem Flehen seiner Mutter, als er, um seinen Freund Patroklus zu rächen, die Waffen ergriff, und als sie in die Worte ausbrach: „O — mein Sohn — mein Sohn! Hektors Tod wird auch den deinigen beschleunigen" ungerührt blieb, auf diese traurige Weisagung nicht achtete, und dem Tode mit Muth entgegen ging: denn er scheute das Leben eines Feigen, wenn er seine Freunde nicht rächen sollte. „Sterben will ich — sterben soll ich — rief er mit Heldenmuth — aber rächen will ich des Patroklus Tod an seinem Mörder; auf meinen Schiffen will ich nicht der Verachtung Preis gegeben, auf der Erde will ich nicht eine unnütze Last seyn."

„Scheint

„Scheint er hier Gefahr und Tod in Betrachtung zu ziehen? — Es ist eine sichre Wahrheit — ihr Athener: daß jeder Mensch, der einen ehrenvollen Posten in dieser Welt entweder auf seinen eignen Antrieb oder auf den Befehl seiner Vorgesetzten einnahm, fest und entschlossen ihn behaupten muß, es mag ihn auch die größte Gefahr umgeben. Er darf weder den Tod noch sonst andere Schrecknisse scheuen, sondern er muß stets dafür sorgen, daß er der Schande entgehe."

Wie elend, wie unwürdig würde ich mich nun benehmen, ihr Athener! wenn ich, nachdem ich alle mir von unsern Generalen im Kriege zu Sotidea, zu Amphipolis, und Delium anvertraute Posten getreu behauptet, nachdem ich mein Leben so oft der Todesgefahr ausgesetzt habe, jetzt — da die Gottheit meinen Platz mir angewiesen hat, da diese mich angewiesen hat, meine übrige Lebenszeit im Studium der Philosophie hinzubringen, indem ich mich und andere genauer kennen zu lernen suche — wenn ich — jetzt aus Furcht vor dem Tode oder vor irgend einer andern Gefahr diesen Posten verlassen sollte. — Dieses allein würde eine schändliche, eine lasterhafte Entweichung seyn, welche

wohl

wohl verdiente, daß man mich vor diesen Richterstuhl citire, als einen Verbrecher, der keine Götter glaubt, der einem Orakel nicht Folge leistet, der den Tod fürchtet, und sich doch für weise hält: denn den Tod fürchten, ihr Athener! heißt eben so viel, als, sich für weise halten, ohne es zu seyn, und, glauben, das zu kennen, was man doch nicht kennet. Und — in der That, niemand kennt doch den Tod, und weiß es nicht, ob er nicht das größte Gut unter allen Erdengütern sey: indessen fürchtet man ihn, als ob er das größte Uebel wäre. Seht also — ist dieses nicht die schändlichste Unwissenheit, die sich nur denken läßt; nemlich zu glauben, dasjenige zu kennen, was man nicht kennt? —"

„Was mich anbetrifft, so gehe ich in diesem Stücke gar sehr von andern Menschen ab. Und wenn ich in irgend einem Stücke weiser scheinen sollte als sie, so wird es in dem seyn, daß, indem ich nicht weiß, was in der Unterwelt mit mir vorgeht, ich es nicht für nöthig halte, dieses zu wissen. Die einzige Sache, welche ich bestimmt weiß, ist die, daß es nichts verächtlicheres, nichts schändlicheres giebt, als

Unge-

Ungerechtigkeiten zu begehen, und dem nicht zu gehorchen, was besser und achtungswürdiger ist als wir, sey dieses Gott oder auch ein Mensch. Demnach, ihr Athener! werde ich niemals Uebel fliehen, welche ich nicht kenne, und von denen ich nicht einmal weiß, ob sie nicht wahrhaftige Güter sind; aber immer und ewig werde ich diejenigen Uebel fliehen, von denen ich gewiß weiß, daß sie schlechterdings Uebel sind."

„Wenn ihr mir also jetzt sagtet, ohngeachtet der Verfolgungen des Anytus, der euch vorstellte, es sey gar nicht nöthig, daß man mit mir nach Urtheil und Recht verfahre, und man müßte mich, da dieses doch geschehen sey, durchaus zum Tode verdammen, weil, wie er sagt, meine Schüler, eure Söhne, dann durchaus verdorben seyn würden: wenn ihr mir also sagtet: „Sokrates! wir nehmen auf die Anklage des Anytus gar keine Rücksicht, und wir sprechen dich frei; aber dieß kann nur unter der Bedingung geschehen, daß du aufhörest zu philosophiren, und deine gewohnten Untersuchungen anzustellen, daß du aber denn, wenn du dieses nicht lassen wirst, sterben mußt. — „Wenn ihr

 mich

mich nur unter diesen Bedingungen lossprechen wolltet, ihr Athener! so würde ich ohne zu wanken antworten:" Athener! ich ehre und liebe euch; aber noch mehr ehre und folge ich Gott: so lange, als das Ziel meines Lebens mir gesteckt ist, werde ich nicht aufhören zu philosophiren, indem ich jeden vermahne, jedem von euch, wo ich ihn antreffen, oder sich sonst Gelegenheit dazu darbietet, sagen werde: „Mann von Ehre und Bravheit, Bürger der berühmtesten Stadt in der Welt, Mann für Weisheit und zur Kraft gebohren! hüte dich stets für den schmuzigen Erwerb der Reichthümer dieser Erde, denke nie daran, weder an die Erlangung des Ruhms noch der eitlen Ehre — suche nach den Schätzen der Klugheit und der Wahrheit, und bemühe dich stets um die Veredlung deines Geistes." Und — wenn nun jemand mir entdeckt, daß er noch nicht ein solcher Mann sey, daß ihm aber die Veredlung seines Geistes am Herzen liege, so werde ich ihn nicht verlassen; sondern ich werde ihn fragen, seinen Geisteszustand erforschen, ich werde seine Irrthümer

mer berichtigen: wenn ich aber finden sollte, daß er nicht tugendhaft sey, sondern daß er sich bloß stelle, als ob er es wäre, so werde ich ihn beschämen, ich werde ihm seine Unwissenheit vorwerfen, so geringe und so verächtliche Dinge denen vorzuziehen, welche von so großem Werthe sind, und welche uns niemals verlassen werden."

„Seht — auf diese Weise werde ich reden zu jung und alt, zu Bürgern und Fremden; mehr aber noch zu meinen Mitbürgern, weil diese mich am nächsten angehen. Denn wisset, daß Gott mir den Auftrag dazu gegeben hat, und daß wohl niemals noch eurer Stadt ein größeres Glück wiederfahren ist, als dieser stete Dienst, den ich der Gottheit leiste. Meine ganze Beschäftigung besteht darinnen, daß ich daran arbeite, jung und alt zu überzeugen, daß man nichts in der Welt, weder seines Körpers Wohlbehagen, noch Reichthümer oder sonst etwas so sehr lieben dürfe als seinen Geist; denn ich werde nicht aufhören, euch vorzustellen, daß die Tugend nicht von Reichthümern, sondern eher noch die Reichthümer von der Tugend abhängig sind, und daß nur die Tugend es ist, aus der jedes öffentliche und besondere Wohl entspringt."

 Die-

Dieses ist die Sprache, welche Sokrates gegen den Melitus und gegen seine Richter führte, ehe noch seine Richter gestimmt hatten, und er zum Tode verdammt ward. Es ist kein Zweifel, daß dieses fast ganz die eignen Worte des Sokrates sind, welche Plato uns aufbewahrt hat. Und wie wäre wohl irgend eine grobe Fiction möglich gewesen? Der Prozeß des Sokrates war eine öffentliche Verhandlung, jedermann hatte ihn in demselben handeln, jedermann hatte ihn in demselben sprechen gehört. Plato durfte also den Worten des Sokrates nur eine feste Einkleidung geben, ganz andere mit andern Gedanken unterschieben konnte er aber nicht. Sokrates muß sich durchaus edel und erhaben betragen haben, zum schändlichsten Lügner wäre sonst Plato geworden. In dem Gespräch mit Melitus erkennt man den Mann, gleich groß an Kopf, als er in seiner Rede an die Richter sich erhaben von Seiten seines Herzens zeigt. — Lassen wir uns nun noch von Plato referiren, wie er sich, nachdem er die Todessentenz erhalten hatte, gegen seine Richter benahm. Er sprach folgendes: —

„In Wahrheit, ihr Athener! durch eure zu große Ungeduld und Eile werdet ihr einen

Vorwurf auf euch laden, der euren Feinden Gelegenheit geben wird, eure Stadt anzuklagen, daß sie den Sokrates, diesen weisen Mann, hat sterben lassen: denn um eure Schaam zu vergrößern, so wird man mich weiser machen als ich es bin. Hättet ihr doch nur ein wenig gewartet, mein Tod würde dann von freien Stücken gekommen seyn, und ihr hättet dann gehabt, was ihr gewollt hättet. Denn ihr seht doch, daß in meinem Alter man ziemlich weit schon in seine Lebenslaufbahn hinein und bald am Ende mit ihr ist. Ich sage dieses nicht für alle meine Richter, sondern blos für diejenigen, welche mich zum Tode verdammt haben; an diese wende ich mich jetzt. — Glaubt ihr denn wohl, daß ich verdammt worden wäre, wenn ich geglaubt hätte, alles anwenden zu müssen, um mich aus euren Händen zu ziehen; glaubt ihr denn, daß es mir dann an rührenden und rednerischen Floskeln gefehlt haben würde? Nein — wahrhaftig: Athener! an solchen Floskeln hätte es mir nicht gebrochen; aber Kühnheit und Frechheit wäre es gewesen, wenn ich dieses gethan hätte. Für euch würde es ein großes Vergnügen gewesen seyn, mich klagen, seufzen, weinen, und bitten zu

hören,

hören, oder mich alle Arten von Unterwürfigkeiten begehen zu sehen, welche ihr alle Tage von denen sehet, die sich an dem Orte befinden, in dem ich mich gegenwärtig sehe. Allein — in dieser Gefahr habe ich mich zu keiner niedrigen Sache zu erniedrigen geglaubt, und nach euerm Arrest bereue ich gar nicht, keine einzige unwürdige Handlung unternommen zu haben: denn lieber will ich sterben, nachdem ich mich vorher vertheidiget habe, wie dieses auch wirklich geschehen ist, als zu leben, nachdem ich mich vor euch gedemüthiget hätte, wie ihr wolltet, daß ich leben sollte. Weder im Frieden noch im Kriege darf ein Mann von Gewissen und Pflichtgefühl sein Leben durch irgend eine Art von Mittel zu erhalten suchen. Denn wie es im Gefechte sehr oft der Fall zu seyn pflegt, daß man sein Leben erhalten kann, indem man die Waffen wegwirft, und seinen Feind um Gnade bittet, eben so geht es auch in andern Gefahren: man findet tausend Mittel, dem Tode zu entgehen, wenn man im Stande ist, alles zu sagen und zu thun. Gewiß, ihr Athener! das ist nicht schwer, dem Tode aus dem Wege zu gehen: schwerer nur ist es, die Schande zu vermeiden; sie kömmt reißender als der Tod. Daher kömmt es nun

auch,

auch, daß ich, alt und schwerfällig wie ich bin, vor der Langsamern ergriffen worden bin, indessen daß meine Ankläger, als junge und muthige Menschen, von ihr, der Schande, welche ganz flüchtig einhergeht, gefaßt worden sind. Auf euren Befehl also werde ich dem Tode überliefert werden; diese aber der Schande und dem Verbrechen auf Befehl der Wahrheit. Was mich anbelangt, so bin ich sehr zufrieden mit meinem Urtheil; sie sind es mit dem Ihrigen. Und so mußte es auch seyn; und diese Abfindung konnte nicht besser, nicht vollkommner vollbracht werden."

„Nach allem diesen, Ihr, die ihr mich verdammt habt, Euch habe ich noch etwas aus der Zukunft zu verkündigen; denn seht, ich befinde mich gegenwärtig in dem Augenblicke, wo die Menschen den sichersten Blick haben, und im Stande sind, etwas voraus zu sagen, wenn der Tod sich nähert. Ich sage euch also, daß nicht lange darauf, als ihr mich werdet haben hinrichten lassen, die göttliche Rache euch verfolgen, und noch weit grausamer behandeln wird, als ihr mich behandelt habt. Indem ihr mich vernichtet, so habt ihr nur gesucht euch einer unbequemen Last zu entledigen, um mit eurem Leben abzu-

rechnen: aber das Gegentheil wird erfolgen; und ich sage euch dieses zum voraus."

„Es wird sich eine große Menge Menschen erheben, welche euch zur Rede setzen werden. Durch meine Gegenwart sind sie zurückgehalten; dieß nehmt ihr nicht wahr; aber nach meinem Tode werden sie heftig und ungestüm andringen; und — ihr werdet durch sie verwundet werden. Denn wenn ihr denket, daß man den wahrheitsliebenden Mann nur zu tödten habe, um andere zurückzuschrecken, daß sie euch nicht vorwerfen, daß ihr schlechte Menschen seyd; so betrügt ihr euch sehr." *)

„Diese Verfahrungs-Art sich von seinen Gegnern zu befreien, ist weder eine ehrliche noch eine mögliche, die leichteste und ehrbarste ist die, nicht — ihnen den Mund zu stopfen; sondern sich zu bessern. Dieß ist hinreichend für die, welche mich verdammt haben."

Aber — was euch anbetrifft, ihr Athener! die ihr durch eure Stimme mich habt lossprechen wollen: gerne möchte ich mich mit euch

*) Wie herrlich — und wie so wahr!

euch unterhalten, während daß der übrige Theil der Obrigkeit beschäftiget ist, und wenn ich nicht alsobald an den Ort abgeführt werde, wo ich sterben soll. Gewährt mir also, ich bitte euch darum, nur noch einen Augenblick Gehör.

Ich will euch eine Sache vortragen, welche mir so eben zugestoßen ist, und euch auch zugleich erklären, was sie bedeutet. Es betrifft dieselbe, ihr Richter, einen sehr merkwürdigen Umstand. Die daimonische Stimme in mir, welche so oft mein Handeln leitete, und welche, auch bei den kleinsten Vorfällen, nie ermangelte, mich von allem dem, was ich unternehmen wollte, und was mir eben nicht gut war, abzuhalten, hat heute, da mir das, was ihr sehet, begegnet ist, welches von dem größten Theile der Menschen für das größte aller Uebel gehalten wird, mir auch nicht das geringste Zeichen gegeben; weder diesen Morgen, als ich aus meinem Hause ging, noch zu der Zeit, als ich mich an diesen Ort begab, noch auch dann, als ich anfing vor euch zu sprechen. Und doch pflegte sie sonst sehr oft mich zu unterbrechen, und mich mitten in meinem Gespräche zu stöhren; nur heute allein hat sie sich in allem dem,

was ich sagte und that, mir durchaus nicht entgegengesetzt. Was dürfte dieses wohl bedeuten? — Ich will es euch sagen. Es hat den Anschein, daß das, was mir heute begegnet, gewiß ein sehr großes Gut ist: denn zuverlässig betrügen wir uns, wenn wir den Tod für ein Uebel halten. Wir haben hier einen ganz evidenten Beweis vor uns. Wenn ich heute mir nicht durch denselben ein Gut verschaft hätte, so würde gewiß der Daimon, welcher für mein wahres Wohl immer so sehr besorgt ist, nicht ermangelt haben, mich nach seiner Weise davon zu benachrichtigen. Wir wollen also diesen Gegenstand auf die Weise untersuchen daß wir beweisen, es sey eine wohlgegründete Hoffnung, daß der Tod ein Gut sey."

„Von folgenden zwei Stücken muß das eine wahr seyn; entweder dieses, daß der Tod eine Vernichtung des Bewußtseyns sey, oder daß es sich wirklich so verhalte, wie man sagt, daß nemlich die Seele nur ihren Wohnort verändere, und von dem einen in einen andern ziehe. Wenn der Tod in einer Vernichtung des Bewußtseyns besteht, und wenn er also nur wie ein friedlicher Schlaf ist, welcher durch keinen Traum gestört wird, was für ein

herr=

herrlicher Gewinn ist es dann nicht zu sterben? Denn ich bin überzeugt, daß, wenn jemand, wenn er eine ruhige und durch keinen üblen Traum gestöhrte Nacht gehabt hat, und diese Nacht nun mit allen andern Tagen und Nächten seines Lebens vergleicht, wenn er aufgefordert würde, mit Wahrheit zu sagen, wie viel andere glücklichere Nächte als die eben vergangene er gehabt habe, daß er deren gewiß, sey er ein bloßer Privatmann oder der glücklichste König, eine so kleine Anzahl finden würde, daß er sie sehr leicht zählen könnte. Wenn nun der Tod etwas ähnliches ist, so nenne ich ihn mit vielem Rechte einen sehr großen Gewinn; denn alle Zeit ist weiter nichts, als eine sehr lange Nacht."

Sollte aber der Tod im andern Falle eine Wanderung aus diesem Orte in einen andern, und also das, was man sagt, wirklich wahr seyn; daß nemlich die Unterwelt der Ort sey, wo alle diejenigen, welche einst lebten, sich wieder sammeln, welch größeres Gut kann nun wohl noch gedacht werden, als dieses, ihr Richter? Denn wenn man diejenigen verläßt, welche hier die Richter nur vorstellen, so findet man in der Unterwelt hingegen die wahrhaften

haften Richter, welche das Recht gehörig und würdig üben, den Minos nemlich, Rhadamanthus, Eacus, Triptolemus, und alle andere Halbgötter, welche in ihrem Leben gerecht waren: ist diese Ortsveränderung nicht höchst erwünscht? Wie vieles würde man nicht darum geben, sich mit einem Musäus, Hesiodus, und Homer unterhalten zu können? was mich anbetrifft, so würde ich gerne tausendmal sterben, um ein so großes Vergnügen zu genießen. In die äußerste Freude würde es mich versetzen, wenn ich mit Palamed, Ajax dem Telamonier, und mit allen andern Helden des Alterthums, welche als Opfer der Ungerechtigkeit fielen, umgehen könnte. Welch ein Trost wäre es für mich, meine Begebenheiten und Schicksale mit den ihrigen vergleichen zu können! Aber noch ein größeres Vergnügen wird es seyn, wenn man dort seine Tage hinbringen darf, daß man sich in fragende Gespräche der Unterhaltung mit diesen Personen allen einläßt, um diejenigen, welche wahrhaft weise sind, von denen zu unterscheiden, welche es nur zu seyn glauben. Kann es wohl etwas vorzüglicheres geben in der Welt, ihr Richter, als das Glück, daß man mit dem sich unterhalten möge, der

eine so große Armee vor Troja führte, oder mit Ulysses, oder mit Sisyphus, und hunderttausend andern Personen, Männern und Weibern, welche man zu sich rufen könnte, und deren Unterhaltung eine unaussprechliche Glückseligkeit gewähren könnte. Sollten mich diese dieser Unterhaltung wegen nicht gerne sterben lassen? Sie sind glücklicher in allen Dingen als wir, und sind unsterblich. Eben deshalb dürft aber auch ihr, ihr Richter! eurem Tode mit großen Hoffnungen entgegen sehen, wenn ihr nur von der festen Wahrheit überzeugt seyd, daß es für einen moralisch guten Menschen gar kein Uebel gebe, weder während seines Lebens noch auch im Tode, und daß die Götter für alles das, was ihn betrifft, thätig sorgen: denn das, was mich jetzt betrifft, ist sicherlich nicht die Wirkung des Zufalls, und ich bin fest überzeugt, daß es für mich weit besser ist, zu sterben, und von dem Gewirre dieses Lebens befreit zu werden. Dieses ist auch die Ursache, warum der Daimon, der immer so sehr für mich sorgte, mir heute von nichts abgerathen hat. Ich werfe also nicht den geringsten Unwillen auf meine Gegner, die mich angeklagt haben, noch auf diejenigen, welche mich verdammten; obschon ihre Absicht nicht gewesen

seyn

seyn mag, mir etwas gutes zu erweisen, und sie nur darnach getrachtet haben, mir zu schaden; in welchem Falle ich freilich Ursache haben würde, ungehalten auf sie zu seyn. Das einzige, warum ich sie bitte, ist: denn gar gerne will ich sie bitten, und mich noch mit einigen Worten an sie wenden, das ist dieß, daß sie meine Kinder, wenn sie erwachsen seyn werden, eben so strafen mögen, als mich in dem Falle, daß sie denselben eben den Verdruß machen, welchen ich ihnen verursacht habe. Sehet ihr aber, daß sie den Reichthum der Tugend vorziehen, und daß sie sich für etwas halten, da sie doch nichts sind, so vermahnt sie derb, und sagt ihnen, daß sie sich um Dinge zu bekümmern haben, welche ihnen mehr am Herzen liegen müssen. Denn eben so habe ich es ja auch mit euch gemacht. Gestcht ihr mir und meinen Kindern diese Gnade zu, so werden wir eure Gerechtigkeit vollkommen rühmen können. Allein es ist nun Zeit, daß ein jeder von uns sich an seinen Platz begebe: ich, um zu sterben, und ihr, um zu leben. Wer aber von uns beiden dabei am besten fahre; ihr oder ich, das weiß niemand: Gott allein ist es, der es weiß."

So

So sprach und so endete Sokrates vor seinen Richtern im Heliopag zu Athen. Sein Benehmen bleibt ein stetes Muster der freiwilligen Ergebung in sein Schicksal, der männlichen Behauptung der ergriffenen Wahrheit, und der Bescheidenheit vor seinen Richtern, in so ferne diese der Wahrheit nicht zu nahe trat, für alle künftige Zeiten. Allein hart und fühllos blieben die Richter: der Greis war und blieb verdammt, und mußte hinabsteigen in das Gefängniß, um dort den Todeskelch zu leeren. Hierhin wollen wir ihn nun begleiten, und sehen, ob der Philosoph den Charakter der Ruhe und der Entschlossenheit, den er im ganzen Leben und vor Gericht äußerte, auch noch im Tode beibehielt.

Plato hat in seinem Phädon, oder in dem Dialog über die Unsterblichkeit der Seele, uns die letzten Stunden unsers Sokrates aufbewahrt: da kein bedeutender Zweifel seyn kann, daß Plato hier nicht treu und wahr erzählt habe, so wollen wir den Schluß derselben so gut geben, als wir es vermögen.

Sokrates beschreibt in dieser seiner letzten Unterhaltung mit seinen vertrautern Schülern einen überirdischen schönern Wohnort,

wel-

welcher, der Fabel nach, zum Wohn- und Sammelplatz der Abgeschiedenen dienen solle, folgendermaßen: „Erstlich, lieber Simias" fuhr Sokrates fort „soll dieses Land, wenn man es von einem erhabenen Orte herab ansieht, der Sage nach, uns vorkommen, wie einer von unsern Bällen, welche mit so vielen unzähligen Arten von verschiedenen Farben bedeckt sind. Auf ihr sollen so viele schöne Abwechselungen dieser letztern sich befinden, daß alle vortreffliche Gemälde unserer Maler dagegen nur für elende Schmelzversuche zu halten sind: denn die Farben dieses Landes sind weit prächtiger und reiner. Die eine ist ein trefflicher Purpur, die andere eine Goldfarbe, herrlicher selbst als das Gold, die dritte ein Weiß, blinkender als der Schnee. Die Umgebungen dieser Erde sind angefüllt mit einer Luft und einem Wasser, welche eine unendliche Menge der feinsten Veränderungen bilden, welche durch diese Verschiedenheit der Farben immer vermannichfaltiget werden."

In diesem so vollkommnen Lande kömmt alles zu einer Vollkommenheit, die seinen Eigenschaften angemessen ist. Bäume, Blüthen, Früchte und Gebirge sind von einer entzückenden Schönheit: diese letztern bringen alle Arten

ten der herrlichsten Metalle und Mineralien hervor, und dieß zwar in einer Vollkommenheit und Nettheit, und einem Glanz, dem nichts nahe kömmt. Alle unsre Mineralien, unsere besten, sind nur Kleinigkeit dagegen. Das herrlichste Gold und Silber trifft man hier überall an, und so findet man denn auf allen Seiten, wo man den Blick nur hinwirft, einen Glanz, der ganz entzückend für den Anblick ist; so daß das Loos dieses Landes nur beschauen zu dürfen, das Loos eines höchst Glücklichen ist. Es wird von allen Arten von Thieren bewohnt, und von Menschen, von welchen einige sich in der Mitte des Landes befinden, andere aber um die Luft so herum sind, wie wir um das Meer. Andere von ihnen bewohnen auch die Inseln, welche die Luft nicht weit vom festen Lande entfernet, bildet. Denn die Luft ist dort das, was bei uns das Wasser und das Meer zu unserm Gebrauche ist; statt der Luft dient ihnen der Aether. Ihre Jahrszeiten sind so gemäßigt, daß sie weit länger leben als wie wir, und nie von Krankheiten befallen werden. In Rücksicht des Gesichts, des Gehörs und aller anderer Sinne, ja in Rücksicht des Verstandes selbst sind sie uns so sehr überlegen, als der Aether an Feinheit und

Leichtigkeit die Luft übertrifft, welche wir einathmen. Sie haben geheiligte Haine und Tempel, in denen die Götter wirklich wohnen, die hier durch Orakel, durch Voraussagungen, durch Eingebungen und durch alle andere Arten sichtbarer Zeichen, Beweise ihrer Gegenwart geben, und die mit den Bewohnern dieser Erde in Gemeinschaft stehen. Sie sehen auch Sonne und Mond unmittelbar und in ihrer natürlichen Beschaffenheit; und ihre gesammte Glückseligkeit verhält sich so nach Verhältniß."

„Dieses ist die Lage dieses Landes, und von diesem Gehalte ist alles das, was dasselbe umgiebt. Rund um dasselbe herum in seinen Einbiegungen giebt es mehrere Abgründe, von denen mehrere weit tiefer und offner, von einem größern Umkreise, sind, als die Länder, welche wir bewohnen. Andere sind tiefer, aber ihre Oeffnung ist nicht so groß, da es hingegen wieder welche giebt, deren Oeffnung sehr weit ist, die aber keine sehr beträchtliche Tiefe haben. Alle diese Abgründe laufen nach mehrern Seiten hin, und stehen in Verbindung mit einander. Durch die unermeßlichen Hölen, mit deren Hülfe sie in Verbindung stehen, strömt, wie in den innern Hölen des Aetna, eine ungeheure Menge Wasser aus kalten

ten und siedenden Quellen, strömen Flüsse von Feuer."

„Diese Abgründe füllen sich mit diesem Wasser, nachdem sie von dem einen in den andern fallen. Es bewegen sich die in ihnen enthaltenen Wasserströme auf und abwärts, wie ein über der Erde aufgehangenes Gefäß; und diese Vase ist von sich selbst, seiner Natur nach, einer von diesen Abgründen, und zwar der größte von allen; er läuft durch die ganze Erde hin, und ist auf zwei Seiten offen. Homer spricht von diesem Abgrunde, wenn er sagt: „Oder ich werde ihn schleudern in den finstern Tartarus, weit von hier, in den tiefsten Abgrund unter der Erde." Homer ist aber nicht der einzige, welcher diesen Ort den Tartarus nennt, der größte Theil der andern Dichter stimmt ihm hierinnen bei."

„In diesen großen Abgrund stürzen sich alle Flüsse, und strömen aus ihm wieder hervor. Jeder von ihnen hat etwas von der Beschaffenheit der Länder, durch welche er läuft, angenommen, und daß sie in diesem Abgrunde nicht bleiben, dieß kömmt daher, daß sie hier keinen Grund finden; sie sieden auf und nieder. Die Luft und der Wind, welcher sie umgiebt, thut das nemliche, denn er

giebt ihnen nach, wenn sie sich entweder gegen uns zu erheben, oder wenn sie nach uns hinfallen."

Wenn nun diese Gewässer in diesen untern Abgrund fallen, so verbreiten sie sich in allen Betten der Quellen und Flüsse, und füllen sie an; so wie wenn man mit zwei Bechern schöpft, von denen der eine sich anfüllt, so wie der andere leer wird. Denn die aus ihnen strömende Gewässer füllen von da aus alle unsere Kanäle, unsre Meere, Flüsse, Bäche und Quellen. In der Folge verschwinden sie, und verkriechen sich in die Erde; einige in großen andere in kleinern Umschweifen, und kehren dann wieder in den Tartarus zurück, aber nur auf andern Wegen, als auf denen sie ausströmten aus denselben. Indessen kehren doch einige auf derselben Seite wieder zurück, andere auf dem ganz entgegengesetzten Ende, noch andere dringen auf allen Seiten, rund um den Tartarus herum in denselben ein, nachdem sie die Erde mehrentheils umlaufen haben, wie Schlangen, welche mit ihren Körpern sich in einander verwickeln. Sie bilden mehrere große und breite Ströme, deren eigentlich nur vier sind; von denen aber der größte der ist,

welcher die ganze Erde umgiebt. Man nennt diesen den Ozean."

„Der Strom, welcher diesem entgegensteht, ist der Acheron, der durch wüste Gegenden läuft, der, indem er sich in die Erde stürzt, in einen Morast fällt, welcher von diesem Namen auch der des Acherons genennt wird. Hierher steigen die Seelen niederer Menschen hinab, und wenn sie dort eine Zeit lang sich aufgehalten haben, so kommen sie, einige mehr andere minder rein, wieder auf unsere Erde zurück, um hier Thiere zu beleben."

„Zwischen diesen beiden, den Acheron nemlich und den Ozean, rollt ein dritter Fluß, der, indem er nicht weit von seinem Ausfluß wieder zurückströmt, in einen sehr weiten Ort fällt, der ganz mit Feuer erfüllt ist: hier bildet er einen weit größern Tümpfel als unser Meer, wo man Wasser mit Koth vermischt aufsieden sieht. Indem er von da, schwarz und wirbelnd, heraustrit, durchströmt er die Erde, berührt die äußersten Enden des großen Acherons, ohne sich jedoch mit dessen Gewässer zu vermischen, und nachdem er mehrmals unter der Erde hin und her geströmt ist, so wirft er sich in den Tartarus. Dieser Fluß heißt der Pyri-Phlegethon, und von die-

diesem sieht man auf der Erde mehrere Bäche entquellen."

„Diesem gegenüber fällt der vierte Fluß zuerst in einen wilden und wüsten Ort, der eine bläuliche Farbe hat, und den man den Styx nennt, wo er denn den Stygischen See bildet. Hat er die abscheulichen Eigenschaften dieses Ortes angenommen, so stürzt er sich in die Erde, die er mehrmals umkreißt; und, indem er parallel mit dem Pyri-Phlegethon fortläuft, so kömmt er endlich mit ihm in dem Acherontischen See zusammen, wo er aber sein Wasser mit dem Wasser anderer Flüsse nicht vermischt, sondern, nach seinem Umkreißen der Erde, sich wie sie in den Tartarus wirft, auf der dem Pyri-Phlegethon entgegenstehenden Seite. Dieser vierte Fluß heißt bei den Dichtern der Cocyt."

„Da nun die Natur alles auf diese Weise eingerichtet hat, so werden die Todten, nachdem sie hier durch Hülfe des leitenden Daimons angekommen sind, gerichtet: sowohl diejenigen, welche ein heiliges und gerechtes Leben führten, als auch die, welche in Ungerechtigkeit und gottlos lebten."

„Die-

„Diejenigen, welche weder ganz tugendhaft noch ganz boshaft lebten, werden zum Acheron geschickt. Hier treten sie in kleine Barquen, und schiffen zum grosen Acherontischen See, wo sie wohnen, und wo sie ihren Verbrechen völlig angemessene Strafen leiden, bis daß sie, gereiniget von ihren Sünden und darauf befreiet von ihren Qualen, die Belohnung für die guten Handlungen empfangen, welche sie verrichteten."

„Diejenigen, welche wegen der Größe ihrer Verbrechen unverbesserlich sind, die Tempelraub und Mord begingen, oder andere ähnliche Verbrechen, diese stürzt das Verhängniß, das über sie das Urtheil spricht, in den Tartarus, aus dem sie nie wieder hervorgehn."

„Diejenigen, welche zwar große aber doch verzeihliche Verbrechen begingen, als z. B. wenn sie sich der väter : oder mütterlichen Gewalt in einer Aufwallung von Zorn widersetzten, wenn sie jemand tödeten, aber solche Handlungen doch ihr ganzes Leben hindurch bereuten, diese werden nothwendiger Weise zwar auch in den Tartarus gestürzt; aber nachdem sie hier ein Jahr lang geblieben waren, so bringt sie der Kahn wieder zurück, die Mörder in den Cocyt, die Vatermörder in

den Pyri-Phlegethon, der sie in den Acherantischen Tümpfel hinab treibt. Hier ertönt alles von ihrem Angstgeschrei, und sie rufen diejenigen zu Hülfe, welche sie tödeten, und alle die, denen sie Unrecht thaten; sie bitten und beschwören sie, ihnen zu verzeihen, und ihnen zu erlauben, daß sie ihren gegenwärtigen Aufenthalt verlassen möchten, um sie aufzunehmen. Wenn sie dieselben erweichen, so gehen sie über den Tümpfel, und sie sind dann von ihrem Uebel befreit: wo dieß aber nicht geschieht, so werden sie wieder in den Acheron zurückgestürzt, und dieser treibt sie wieder in diese Gewässer. Hiermit geht es dann immer so fort, bis daß sie denen genug gethan haben, welche sie beleidigten: denn so bringt es das Urtheil mit sich, welches über sie gefällt ward.“

„Diejenigen zuletzt, welche ihr Leben in Heiligkeit und Gerechtigkeit zubrachten, diese werden von den niedern Gegenden dieser Erde und aus diesen schrecklichen Oertern der Qual entfernt, und schwingen sich hoch über denselben zu dem freien schönen Lande hin, das sie nachmals bewohnen. Diejenigen unter ihnen, welche die Philosophie genug geläutert hat, leben die ganze Ewigkeit hin-

durch

durch ohne Körper, und werden in solche vorzüglich herrliche Oerter aufgenommen, deren Vorzüge ich euch weder darzustellen vermag, und deren Darstellung die wenige Zeit, die mir noch übrig ist, nicht erlaubt."

„Das, was ich hier erzählt habe, reicht also gar wohl hin, mein lieber Simias, um uns bemerklich zu machen, daß wir mit allen Kräften unser ganzes Leben hindurch, uns bemühen müssen, Tugend und Weisheit zu erlangen: denn groß ist die Hoffnung und groß ist der Preiß, der uns dazu befeuern muß."

„Wenn ich euch sagen wollte, ihr Lieben, daß allem dem, was ihr so eben von mir gehört habt, wirklich so wäre wie die Fabel es will, so hätte ich denn etwas gesagt, was kein Mensch von Verstand von euch jemals behaupten wird. Aber daß dasjenige, was ich euch von dem Zustande der Seelen sagte, fast eben so wahr sey, wie ich es euch sagte, oder doch dem Gesagten in der That sehr ähnlich komme, das wird jeder Mensch von Verstande euch gerne zugestehen, wenn der Acheron unsterblich — ewig ist; und dieser wird gewiß finden, daß es sich der Mühe verlohne, daß er den Versuch dazu mache. Denn welche

schönere Gefahr könnte er wohl dabei laufen? Man muß sich selbst einwiegen in diese schöne Hoffnung; und deshalb habe ich mich auch bei diesem Gegenstande so lange aufgehalten."

„Jeder Mensch also, der während seines Lebens den sinnlichen Wohllüsten entsagt hat, der alles das, was zu seiner physischen Wohlfarth gehörte, als einen fremden Schmuck betrachtete, und welcher ganz im Gegentheil nur das Vergnügen suchte, das in der wahren Weisheit besteht, der seinen Geist nicht mit fremden sondern wahren ihm eigenthümlichen Eigenschaften, als Mäßigkeit, Gerechtigkeit, Kraft, Freiheit und Wahrheit schmückte, dieser hat mit einem festen Zutrauen auf das Glück seiner Seele ruhig die Stunde des Scheidens und der Reise in der Unterwelt zu erwarten; als sey er immer bereit dazu, wenn die Parce ihn rufe."

„Was euch anbetrifft, dich, mein guter Simias, und dich mein lieber Cebes, und ihr andern alle, meine lieben Freunde; ihr werdet mir alle folgen, wenn eure Stunde gekommen seyn wird: die meinige ist schon da, und wie ein tragischer Dichter einst sagte: —

Schon ruft der ernste Fährmann mich zu seinen Ufern. — so ist es auch

jetzt

jetzt mit mir, und es wird dann Zeit, daß ich mich in das Bad verfüge: denn ich glaube, es wird besser seyn, mich vorher zu baden, ehe ich den Giftbecher nehme; denn dann wird doch den Weibern die Mühe erspart, einen toden Körper zu waschen."

„Als Sokrates aufgehört hatte zu sprechen, nahm Kriton das Wort:" Sokrates! „sagte er," nun ist es aber auch Zeit daß du mir und den andern deine Aufträge gebest; es mögen dieselbe entweder deine Kinder oder doch sonst andere auf dich Bezug habende Gegenstände betreffen; damit wir doch, wenn wir sie befolgen, zum wenigsten uns trösten, dir einen Liebesdienst erwiesen zu haben."

„Das, was ich euch allen immer empfolen habe" fuhr Sokrates wieder fort, „und was ich auch heute wieder euch empfele, das ist, stets mit der größten Sorgfalt für euch zu wachen; ihr könnt euch selbst keinen größern Dienst erweisen, noch mir und meiner Familie ein größeres Vergnügen verschaffen, als wenn ihr mir jetzt weiter nichts versprecht und anbietet. Denn alle Anerbietungen, alle Versprechen werden durchaus zu nichts führen, und werden mir gänzlich unnütz seyn, wenn

ihr

ihr nicht Acht auf euch haben und nicht nach dem Muster leben werdet, das ich zum Leben euch immer entworfen habe."

„Wir werden unser ganzes Bestreben dieß seyn lassen, erwiederte Kriton, um dir zu folgen. Aber wie willst du, daß wir dich begraben?"

„Alles, wie es euch gefällig ist, sagte Sokrates, wenn ihr mich nemlich zurückhalten könnet, so daß ich euren Händen nicht entfliehe. Indem er uns dabei mit einem kleinen Lächeln betrachtete, so fuhr er fort: ja wahrhaftig, ich wüßte nicht, wie ich es anzufangen hätte, daß ich den Kriton überzeugen sollte, daß der Sokrates, der jetzt noch spricht und denkt, eben derselbe seyn sollte, welcher der ist, den man in wenig Minuten todt sehen wird. Er verwechselt mich mit meinem Leichnam; und deshalb fragt er mich, wie man mich beerdigen soll. Der ganze Vortrag also, den ich jetzt gehalten habe, um euch zu beweisen, daß, so wie ich den Gift getrunken habe, ich nicht mehr bei euch bleiben sondern euch verlassen, daß ich die Glückseeligkeit der Seeligen genießen werde, alles das, was ich zu meinem und zu eurem Troste sagte, ist ohne Nutzen — ist verlohren für ihn. — Ich

bitte

bitte euch also, daß ihr für den guten Kriton in meinem Namen sorgen wollet; aber nicht so wie er für mich gegen meine Richter sorgen wollte, da er mir winkt, nicht zu ihnen hin zu gehen. Sagt ihm, ich bitte euch darum, daß ich nicht todt sey, wenn ich von ihm gegangen bin, damit er meinen Tod mit Standhaftigkeit ertrage, und wenn er meinen Leichnam verbrennen oder beisetzen sieht, nicht klage, und ängstlich meine, daß ich große Qualen erdulde, indem er sagt, daß man den Sokrates hinaustrage, den Sokrates auf den Scheiterhaufen bringe, den Sokrates begrabe. Denn du mußt wissen, mein lieber Kriton, sagte er ihm, indem er sich auf die Seite nach ihm zu wendete, daß man, wenn man von dem Tode übel spricht, man nicht allein Fehler in demjenigen begeht, was man sagt, sondern, daß man dadurch auch der Seele den empfindlichsten Streich versetzt. Du hättest mehr Zutrauen und mehr Muth haben und also sagen sollen, daß man meinen Leichnam beerdige. — Übrigens steht es euch frei, ihn zu begraben wie ihr wollt, in so ferne es nur nach unsern Gesetzen und Sitten geschehe."

„Nach

„Nach Endigung dieser Worte erhob er sich, und ging in ein benachbartes Gemach, um sich zu baden. Kriton folgte ihm, und er wollte, daß wir ihn erwarteten. Wir warteten also auf ihn, theils indem wir uns von dem unterhielten, was er uns gesagt hatte und indem wir dasselbe genau durchgingen, theils, daß wir von dem unglücklichen Verhältnisse sprachen, in dem wir uns so eben befanden. Denn wir betrachteten uns alle als Menschen, die eines guten Vaters beraubt, ihr Leben als Waisen zuzubringen gezwungen waren."

Nachdem er aus dem Bade gekommen war, brachte man seine Kinder zu ihm; denn er hatte ihrer drei, zwei kleine und ein großes: und man ließ auch die Weiber seines Hauses bei ihm eintreten. Er sprach einige Zeit mit ihnen in Kritons Gegenwart, gab ihnen mehrere Aufträge, und befahl ihnen, sich zu entfernen, und seine Kinder mit zu nehmen; worauf er denn wieder zu uns kam; es war dieses gegen Sonnenuntergang; denn er hatte sich lange in dem kleinen Nebengemache aufgehalten."

„Er setzte sich, so wie er gekommen war, auf sein Bette, ohne uns etwas von Bedeutung

tung zu sagen; denn der Gefangenwärter trat fast ein zu derselben Zeit, näherte sich ihm, und sagte: Sokrates! Hoffentlich werde ich über dich nicht dieselbe Klage erheben müssen, die ich fast alle Tage über alle die führen muß, welche sich in den nemlichen Verhältnissen wie du befinden; denn so wie ich komme, um ihnen den Befehl von der Regierung zu überbringen, daß sie den Giftbecher leeren sollen, so werden sie aufgebracht auf mich, und fluchen mir; allein was dich anbetrifft, so habe ich dich, so lange als du schon hier bist, als den sanftmüthigsten, standhaftesten und besten Mann kennen gelernet, der nur irgend je einmal seinen Fuß in dieses Gefängniß setzte; ich bin daher gewiß, daß du auf mich gegenwärtig gar keinen Grim wirfst, sondern vielmehr auf diejenigen, welche Ursache an diesem deinem Unglück sind. Du kennst sie, ohne daß ich sie dir zu nennen brauche. Du wirst nun wissen, Sokrates! was ich dir ankündige; lebe wohl, und suche dich in dein hartes Geschick zu fügen. Nach Endigung dieser Worte fing er an zu weinen, kehrte uns den Rücken zu, und entfernte sich ein wenig. Sokrates heftete seinen Blick auf ihn, und sagte: lebe wohl, mein Freund; ich werde

den

den Rath befolgen den du mir gabst. — Seht, sagte er uns, wie groß ist nicht die Gutmüthigkeit dieses Menschen! während meiner Gefangenschaft ist er sehr oft zu meinem Besuche gekommen, um sich mit mir zu unterhalten, er ist besser als alle andere; wie er mich da so von freien Stücken beweint! Wir wollen ihm daher auch ohne Widerstand gehorchen, Kriton! Man bringe mir also den Gift, wenn er schon zergangen ist, wo nicht, so wollen wir ihn zergehen lassen.

„Aber, ich denke, Sokrates! sagte ihm Kriton, die Sonne ist noch auf den Gebirgen, und noch nicht untergegangen, und ich weiß, daß sehr viele an deiner Stelle den Gift nur lange Zeit nach dem gegebnen Befehl genommen, daß sie vorher noch zu Abend gegessen, ja daß sie noch andere Leckerbissen zu sich genommen haben, zu denen sie Lust hatten; ich bitte dich also, eile nicht zu sehr, du hast noch Zeit."

„Die, welche dieses thun, von dem du sprichst, Kriton! haben ihre Gründe dazu; sie glauben nemlich, daß dieser Zeitaufschub von Gewinn für sie ist: ich aber habe meine Gründe, um dieses nicht zu thun: denn die einzige Sache, die ich zu gewinnen glaube,

wenn

wenn ich den Gift etwas später nehme, die ist, daß ich mich lächerlich machen würde, wenn ich mich so thöricht in dieses Leben verliebte, daß ich bis auf den letzten Augenblick damit aushalten wollte. Gehe also, lieber Kriton! thu das, was ich dir sage, und quäle mich nicht weiter."

„Hierauf gab Kriton dem Sklaven, der sich ganz in der Nähe aufhielt, ein Zeichen. Der Sklave ging hinaus, und kam, nachdem er einige Zeit draußen mit dem Mischen des Giftes beschäftiget gewesen war, wieder mit dem herein, welcher den Gift überreichen mußte, der sich nun völlig aufgelöst in einem Becher befand. Als Sokrates ihn eintreten sah, so sprach er: es ist gut, mein Freund! aber was habe ich dabei zu thun? denn du mußt mich jetzt ein wenig unterrichten, was ich thun muß."

„Was du dabei zu thun hast, sagte dieser Mensch, das ist das, daß du, sobald als du getrunken hast, so lange umher gehst, bis daß du die Füße etwas schwer fühlest, und dann dich auf dein Bette niederlegest: dieß ist es alles, was du zu thun hast. Darauf gab dieser Mensch ihm den Becher. Sokrates nahm ihn, nicht allein ohne irgend eine furchtsame Ge-

müthsbewegung, und ohne die Farbe zu verändern, sondern auch sogar mit Freudigkeit, und fragte diesen Menschen, mit einem fest auf ihn gehefteten Blick: was meinst du wohl, ist es erlaubt von diesem Trank vorher noch eine kleine Libation zu machen? — Sokrates! antwortete ihm dieser, „wir mischen nur so viel in diesem Becher, als es eben zu einem einzigen Trunk hinreichend ist.“

„Ich verstehe, was du sagen willst; erwiederte Sokrates; indessen es wird doch zum wenigsten erlaubt seyn, und es ist auch gerecht, zu den Göttern zu beten, damit sie meine Reise segnen und dieselbe glücklich seyn lassen; dieß ist, warum ich sehnlich sie bitte. Nachdem er dieses gesagt hatte, ward er auf einige Zeit ganz stille, und trank dann den ganzen Becher mit einer bewundernswürdigen Ruhe und einer unaussprechlichen Sanftmuth aus.“

„Bis hierher hatten wir fast alle Kraft genug gehabt, unsre Thränen zurückzuhalten; allein als wir ihn trinken sahen, und nachdem er getrunken hatte, so waren wir derselben nicht mehr Meister: ob ich mir gleich alle mögliche Gewalt anthat, so mußte ich mich doch mit meinem Mantel bedecken, um meinen

nen Thränen einen freien Lauf zu lassen; denn nicht das Unglück des Sokrates war es, das ich beweinte, sondern mein eignes, daß ich nemlich einen so vorzüglichen Freund verlohr. Kriton, der seine Thränen bis hieher nicht mehr hatte unterdrücken können, war mir schon zuvorgekommen, und hatte sich erhoben; und Apollodor, der beinahe während unsrer ganzen Unterhaltung schon in einem fort geweint hatte, stieß nun solche empfindliche Töne des Schmerzens aus, daß jedermann von denselben das Herz durchbohrt wurde. Sokrates allein ward von ihnen nicht bewegt, vielmehr er verwarf sie. — Was thut ihr da, meine Freunde! sagte er ihnen — was soll das seyn — ihr Männer! o — wo ist denn eure Standhaftigkeit? — Hatte ich nicht meine Weiber aus dem Grunde von hier weggeschickt, damit sie nicht in solche Schwachheiten fielen; denn ich habe ja immer gehört, daß man ruhig und mit Vertrauen auf die Gottheit sterben müsse. Seyd doch also ruhig, und zeiget mehr Entschlossenheit, und mehr Kraft. — Diese Worte vermehrten unsre Bestürzung, aber sie beschämten uns, und wir zwangen uns, unsre Thränen zu unterdrücken."

„Indessen fuhr er immer fort auf und ab zu gehen, und als er eine Schwere in seinen Füßen fühlte, so legte er sich auf den Rücken, wie der Mensch es ihm gerathen hatte. In dieser Zeit näherte sich der Mensch, der ihm den Gift gebracht hatte, besah seine Füße und Schenkel, drückte den einen Fuß desselben, so sehr als er es vermochte, und fragte ihn, ob er es fühle; worauf dieser aber mit nein antwortete. Sokrates betastete sich nun mit der Hand, und sagte uns, daß er uns, so wie die Kälte das Herz treffe, verlassen würde. Schon war der ganze Unterleib kalt; nun deckte er sich auf, denn er war bedeckt, und sagte: „Kriton! (es waren seine letzten Worte) wir sind den Aeskulap einen Hahn schuldig, opfre du ihn in meinem Namen, und vergiß es nicht." *) Dieß soll geschehen, erwiederte Kriton: aber sieh zu, ob du nicht noch etwas ande-

*) Um diese Worte richtig zu verstehen; so muß man bemerken, daß der Hahn das Symbol des Lebens, Aesculap das Emblem der Medizin bei den Alten war. Sokrates wollte hiermit also sagen: Meinen Geist übergebe ich jetzt der Unsterblichkeit, in der er allein zur Vollkommenheit reifen wird.

anderes uns zu sagen habest; er antwortete nichts, und bewegte sich nur einige Zeit stark darauf. Als der Mensch, der immer nahe bei ihm war, ihn aufgedeckt hatte, so erhielt dieser seine letzten steif und fest auf ihn gehefteten Blicke. Als Kriton dieses sahe, näherte er sich ihm, und drückte ihm Mund und Augen zu."

„So war, Echekrates! das Ende meines Freundes; dieses Mannes, der, ohne Widerspruch der beste, der weiseste und gerechteste Mensch war, den ich je gesehen habe."

Aristoteles.

Kaum hatten die Schüler und Freunde des Sokrates der Leiche dieses ihres unvergeßlichen Lehrers die Exequien gehalten, kaum war die Zeit gekommen, wo die erstern den letztern hatten vertheidigen und vor den Augen

gen des hintergangenen Volkes hatten recht=fertigen dürfen, kaum hatte man allgemein angefangen, eine That zu verabscheuen, welche, ob gleich durch die Autorität der Gesetze gedeckt, doch weiter nichts als *ein* Mord gewesen war; kaum hatten einige Jahre den Todeshügel des gemordeten Weisen mit Rasen bedeckt; als unter den Augen der mehrsten von denen, welche den Sokrates hatten leiden sehen, wieder eine Verfolgung begann, die, aus fast gleichen Anklagegründen erhoben, gewiß eben so blutig ausgefallen seyn würde, wenn der Mann, den sie traf, sie abzuwarten für gut gefunden hätte.

Aristoteles, über den diese Verfolgung hereinbrach, war zu Magira, einer Stadt in Thrazien, die am Ausflusse des Strymons ins Meer lag, im ersten Jahre der neun und neunzigsten Olympiade gebohren. Schon vor der Zeit seiner Geburt hatte Philipp, der Macedonier, Thrazien erobert; er wurde also mit derselben ein Grieche und ein Unterthan der Mazedonischen Könige. Allein seine Vorfahren hatten schon vorher in engerem Verhältnisse mit dem Mazedonischen Hofe gestanden: sein Vater Nikomachus, der sein Geschlecht vom Machaon, dem Enkel des

Aesku=

Aeskulap ableitete, war als ein glücklicher Arzt an den Hof des Amyntas, Philipps Vater, berufen worden, hatte daselbst den Posten eines Leibarztes inne gehabt, und das Vertrauen des Königes in dem Grade besessen, daß er sogar in Staatsaffairen mit zu Rathe gezogen wurde. Seine Mutter hieß Phestide, welche gleichfalls von dem Aeskulap, nach einiger Alten Bericht, abstammen soll. Indessen beide Aeltern lebten nicht lange, er war kaum Knabe als sie beide ihm starben, und seine Erziehung mußte daher von einem gewissen Proxenus, einem Atarner, vollendet werden. Nach dem Verluste eines so angesehenen und gelehrten Vaters, als der seinige gewesen war, war es ein großes Glück für ihn, daß seine Erziehung in die Hände eines Mannes kam, der, selbst ein Freund der Künste und Wissenschaften, den jungen Aristoteles in denselben unterrichten ließ. Die Dankbarkeit des Aristoteles für die ihm ertheilte Erziehung gegen diesen Mann war aber auch in der Folge so groß, daß er sein Andenken noch in spätern Jahren durch Statüen ehrte, und Nikanor, dessen Sohn, unterrichtete, an Sohnes Statt annahm, und

zum

zum Erben eines großen Theils seines Vermögens einsetzte.

Wie, und unter welchen Verhältnissen er die übrige Zeit seiner Jugend, nachdem er der Aufsicht des Proxenus entlassen war, zugebracht habe, davon läßt keine sichere Nachricht unter den Alten sich finden. Dem Athenäus, der sich auf einen Brief von Epikur beruft, und dem Aelian zu Folge, soll Aristoteles in seiner Jünglingsperiode ein wenig zu sehr für die Freuden der Welt gelebt, und sein ganzes väterliches Erbtheil verschwendet haben. Aus Desperation, in welche ihn diese Verschwendung stürzte, erzählen diese weiter fort, erwählte er erstlich den Soldatenstand, und wurde dann, als es ihm in dieser seiner neuen Cariere nicht so recht glücken wollte, ein Apotheker; nur von ohngefähr kam er einst nach Athen, hörte einigen philosophischen Disputen einiger Peripatetiker mit zu, und dadurch bekam sein Geist einen solchen Stoß, daß er sofort sich zum Plato begab, und dessen Schüler wurde.

Indessen einige neuere Gelehrte verwerfen diese Nachricht als völlig ungegründet; sie halten sie für eine Erdichtung der Aristotelischen Gegner, welche den unbefleckten Ruf des gro=

großen Philosophen durch sie zu beschmitzen gesucht hätten. Gewiß ist es übrigens, daß er im siebzehnden Jahre seines Alters im ersten Jahre der hundert und dritten Olympiade nach Athen kam, und beym Plato hörte: denn sicher ist die Angabe aller derer unrichtig, welche ihn noch drei Jahre hindurch einen Zuhörer des Sokrates gewesen seyn lassen. Sokrates starb ja im ersten Jahre der fünf und neunzigsten Olympiade und dieß war also funfzehn Jahre vor dem Geburtsjahre des Aristoteles.

Sein schneller, gewandter, tiefsinniger und geschmackvoller Kopf zeichnete ihn bald unter allen Zuhörern Platos ganz vorzüglich aus: Plato gewann ihn daher ganz vorzüglich lieb. Man erzählt, Plato habe ihn nur den Geist seiner Schule genannt, und, als er abgegangen sey, gesagt: „Nun der Geist dahin ist, habe ich nur einen tauben Hörsaal!" Zu diesen natürlichen Talenten kam übrigens eine unersättliche Lernbegierde, ein grenzenloser Trieb zu wissenschaftlicher Vermehrung seiner Kenntnisse, und eine ausgebreitete Belesenheit, die ihn zum genauen Studium aller alten Schriftsteller reizte; weswegen auch Plato sein Haus die Wohnung eines Vorlesers

zu

zu nennen pflegte. Er war der erste, nach Strabos Zeugniß, unter den Griechen, der eine wahrhaft wissenschaftliche Bibliothek anlegte, und darinnen war er so voller Eifer, ja öfters sogar so ausschweifend, daß er die Bücher des Speusippus für drei Talente erkaufte. Seine ungeheure Gelehrsamkeit und Belesenheit bewährt sich noch in seinen Schriften: denn nur diese haben uns so vieles aus dem Alterthum erhalten, das, ohne ihn, auf immer für uns verlohren gewesen wäre. In einer glücklichen Kürze stellt er das Hauptsächlichste jeder alten Meinung dar.

Er blieb gegen zwanzig Jahre, bis zu Platos Tod, nach der Angabe des Ammonius, in der Schule des Plato, folglich war er sieben und dreißig Jahre alt, als Plato starb. Man ist aber in den Nachrichten über das Vernehmen, in welchem er mit diesem seinem Lehrer gestanden haben soll, unter den Alten durchaus nicht einig. Einige rühmen es als ganz vorzüglich gut; indessen daß andere dasselbe als sehr schlecht geschildert haben. Allein aus diesen letztern Nachrichten selbst, welche die Ursache dieses übeln Vernehmens dieser zwei Proto-Philosophen des Alterthums in einem für Aristoteles beson-

sonders nachtheiligen Lichte darstellen, ergiebt sich, daß sie nichts als Verläumdungen schmähsüchtiger Gegner des großen verfolgten Mannes waren. Seine Schriften bezeugen das Gegentheil: immer spricht er mit besonderer Achtung von ihm; selbst da, wo er ihm zu widersprechen genöthiget ist, leitet Billigkeit und Bescheidenheit ihn. Auf seinen Tod schrieb er Elegieen, und auf ihn selbst hielt er eine Lobrede.

Der Urheber eines Gerüchtes, daß nemlich Aristoteles einen so vorzüglichen Undank gegen Plato, seinen ehemaligen Lehrer bewiesen habe, war ein gewisser Aristoxenus, ein ehemaliger Zuhörer des Aristoteles, der deshalb, weil Aristoteles, wider sein Vermuthen, den Theophrast mehr begünstigte als er starb, ihm nach seinem Tode, alles mögliche Böse mit seinen andern Neidern nachredete. Dieses beides bezeugen Aristokles beim Eusebius, und Suidas.

Einer gar nicht unbedeutenden Bemerkung des Ammonius zu Folge scheint es auch sehr unwahrscheinlich zu seyn, daß Aristoteles seinen Lehrer aus seinem Hörsaale habe vertreiben oder einen eignen, noch bei seinen Lebzeiten aufschlagen können, da zu jener Zeit

die

die zwei berühmten Feldherren der Athenienser, Chabrias und Timotheus, lebten; welche beide nahe Anverwanten des Plato waren, und diesen leztern gewiß geschüzt haben würden.

Aristoteles betrug sich immer mit sehr vieler Achtung gegen seinen Lehrer: that in seinen Schriften, da, wo er von ihm als Menschen und scharfsinnigen Denker sprach, immer seiner eine ehrenvolle Erwähnung, und sprach da, wo er anderer Meinung war, immer gegen ihn mit Bescheidenheit. Darf man nun wohl mit Recht verlangen, daß er die Wahrheit hätte verläugnen und nur allein der Ehrfurcht oder der Freundschaft huldigen sollen! — Freilich mußte seine Liebe zur Wahrheit mit den öfters etwas unbilligen Anmaßungen Platos, der das αυτος εφα des Pythagoras auch zum Maaßstab und zum Regulativ seiner Schule machen wollte, nicht selten in Kollision kommen: wie hätte er sich aber in diesem so delikaten Falle anders benehmen sollen, als er es that? Nur boshafte Verläumdung, welche alles, was im Wege liegt, aufnimmt, hat seine Wahrheitsliebe so mißdeuten können.

Daß

Daß diese seine Wahrheitsliebe ihm selbst beim Plato manchen Schaden brachte, dieß erhellt schon daraus, daß Plato dem Speusipp und nicht ihm seinen Hörsaal bei seinem Tode übergab. Platos Eifersucht suchte sich hier wirklich auf eine etwas sehr kleinliche Weise an seinem Schüler zu rächen: denn unter allen war gewiß nur Aristoteles der würdigste, sein Nachfolger zu seyn! — Voll Unmuth über diese zurücksetzende Behandlung verließ er also Athen, und begab sich zum Hermias, einem kleinen Fürsten der Atarnenser in Mysien; einem vorzüglich aufgeklärten und humanen Mann, und einem seiner vorzüglichsten Freunde. Es hatte nemlich dieser Hermias vor Zeiten mit ihm den Plato zu Athen gehört, und hier war es, wo sie beide ihren Freundschaftsbund geschlossen hatten. Die Aufnahme, die er daselbst genoß, war höchst freundschaftlich, der Regent theilte seine Vergnügungen, seine Ehre, und seine Studien mit ihm: denn mitten unter den Vergnügungen des Hofes beschäftigten beide ihren Geist mit philosophischen Untersuchungen, wo denn natürlich der größere Gewinn auf der Seite des Hermias gewesen seyn wird. Leider dauerte aber dieser friedliche und genußvolle Ge-

nuß dieser beiden Freunde nicht lange! Das düstre Schicksal riß nach einer Zeit von drei Jahren seines dortigen Aufenthaltes den Regenten aus den Armen seines philosophischen Freundes, und diesen von einem Orte hinweg, den Freundschaft und Bequemlichkeit ihm so werth gemacht hatten. Hermias wurde nemlich in seinem Kriege gegen die Perser von dem Memnon besiegt und zum Artaxerxes nach Persien gesendet, wo er zum Tode verdammt und hingerichtet wurde.

Tief gebeugt durch das traurige Ende seines fürstlichen Freundes entfloh er dem Orte seines bisherigen Aufenthaltes, und heirathete die Pythias, das hinterlassene Weib seines Freundes. Sein Andenken ehrte er durch einen Hymnus, der seine Rechtschaffenheit, Talente und Großmuth prieß, und durch eine Statue, welche er in dem Tempel zu Delphi setzen ließ.

Auch in diesem Benehmen des Aristoteles haben dessen Feinde eine Gelegenheit zur gehässigsten Verkleinerung seines moralischen Charakters gesucht. Sie haben ihn erstlich beschuldigt, seiner Neigung zum Hermias habe ein schändlicher Hang zur Befriedigung der niedrigsten Wollust zum Grunde gelegen, er

habe

habe ein schändliches Laster mit ihm getrieben. Eine Beschuldigung, welche ihm also eben so wie dem Sokrates aufgebürdet wurde, und die wahrscheinlich immer dazu hat dienen müssen, um das Verbrechen des angeblichen Atheismus zu verstärken! Sie rechnen ihm ferner zweitens zum Verbrechen an, daß er die hinterlassene Wittwe seines Freundes ehlichte, und folgern daraus ein sträfliches Verständniß zwischen dieser und ihm noch bei Lebzeiten seines Freundes. Und endlich drittens beschuldigen sie ihn einer wahrhaft abgöttischen Verehrung derselben; indem er ihr eben dieselben Cärimonien habe erweisen lassen, mit welchen die Athenienser die Ceres zu Eleusis zu verehren pflegten.

So sucht denn immer die Bosheit auch die redlichste Handlung in den Schatten des Lasters zu stellen! Aristoteles, der seinen Freund ehrte, und sein verlassenes Weib durch die Banden der Ehe mit ihm zu schützen suchte, soll ein Wüstling, ein Wollüstling, ein Schwärmer gewesen seyn. So suchte man ihm just das zum Verbrechen zu machen, wogegen er am nachdrücklichsten kämpfte. Allein seine Feinde verstunden freilich die List der Retorsion von Grund aus.

Zuerst nach diesem traurigen Ereigniß wandte er sich nach Mitylene, und hier war es, wo er den Ruf zur Erziehung Alexanders des Großen erhielt. Der König Philipp von Mazedonien schrieb nemlich einen Brief voll der schmeichelhaftesten Ausdrücke an ihn, und lud ihn ein, die Erziehung seines damals schon ziemlich erwachsenen Sohnes zu übernehmen.

Man kann leicht denken, daß dem Aristoteles diese Einladung sehr erwünscht gekommen seyn muß; da er durch sie einen anständigen Unterhalt und wieder eine Gelegenheit fand, mit seinen Kenntnissen der Welt wahrhaft nützlich zu werden. In dieser seiner Lage kam es ihm nun freilich sehr gut zu statten, daß er schon an einem Hofe gewesen war, und daß er schon eine hinreichende Kenntniß des Hoflebens mit aus Atarnä brachte. In seinem Umgange verband er Scharfsinn mit Witz und Geschmeidigkeit, und dieses war es denn, was ihn dem Philipp und der Olympias so sehr empfahl.

Mehrere Schriftsteller erzählen, Aristoteles habe sogar mit Theil an den innern Geschäften der Regierung gehabt, und sich dabei auf eine Art benommen, welche sowohl seinem

nem Kopfe als seinem Herzen Ehre mache. Plutarch erzählt in dieser Hinsicht, daß die Liebe des Aristoteles zu seiner Vaterstadt Stagira so weit gegangen sey, daß er Philippen vermocht habe, dieselbe wieder aufbauen zu lassen, und ihr eine Schule nebst einem Gymnasium zu geben.

Da er Alexandern nicht zum Philosophen sondern zum Mann für die Welt bilden sollte: so läßt es sich leicht denken, wie der Unterricht beschaffen gewesen seyn müsse, den er diesem seinem Königlichen Zögling ertheilte. Zuverlässig bestand er nicht in einem Vortrage philosophischer tiefsinniger Speculationen: als für welche der feurige Geist Alexanders gewiß wenig Sinn gehabt haben würde; sondern in einem allgemeinen encyklopädischen Unterricht in allen Wissenschaften. Daher mag es auch kommen, daß einige seiner Biographen erzählen; er habe dem Alexander auch medizinische Vorlesungen gehalten. Wahrscheinlich mag dieses nur ein anthropologischer Vortrag gewesen seyn. Er suchte ihn zu einem einsichtsvollen und würdigen Führer des Volks, zu einem unternehmenden Helden zu bilden, dessen Tapferkeit der großen Macht der Persischen Eroberer, zur Erhaltung Griechenlandes, zu widerstehen vermöchte.

Um deßwillen führte er ihn auch zur Lecktüre des Homer, um durch die in demselben enthaltenen Schilderungen großer Helden, seinem Geiste einen Schwung zu großen Thaten zu verleihen.

Als Philipp starb, und Alexander ihm auf dem Thron folgte, ging Aristoteles, während der Zurüstungen des letztern zum [illegible] nach Asien, nach Athen, und wollte [illegible] in diesem Feldzuge nehmen; son[illegible] den Kallisthenes, seinen Anverwandten [illegible] einen Begleiter des Königs zurück. Acht Jahre lang war er Begleiter und Führer [illegible] Königs gewesen: eilf Jahre hatte er sich [illegible] Zerstreuungen zweier Höfe befunden: er wollte sich also nun selbst und seiner Wissenschaft in einer vollkommnen Muße leben. Allein nie vergaß er seinen Königlichen Zögling; so wie dieser sich auch seines Lehrers stets mit vieler Zuneigung erinnerte. Von dieser Liebe des Lehrers zu seinem Zöglinge, zeugen mehrere seiner Briefe, die er, dem Berichte mehrerer Alten zu Folge, an denselben schrieb, noch lange nachher, als er sich schon von ihm getrennt hatte. Und ein Beweis der nie erloschnen Zuneigung Alexanders zu ihm, ist das Bestreben desselben, das Merkwürdigste aus der Naturgeschichte sowohl

als

als in andern Dingen, was ihm auf seinem großen Asiatischen Zuge aufstieß, seinem Lehrer bekannt werden zu lassen. Plinius erzählt dieses in seinem 8ten Buche der N. G. im 26sten Kap. So schön war also das Verhältniß, das zwischen beiden statt fand.

Allein auch dieses Verhältniß wurde von den Feinden des großen Mannes, den boshaftesten Verläumdern, mit den schwärzesten Farben geschildert. Man glaubte ihn nicht empfindlicher bei seinen Lebzeiten noch zu kränken, und nach seinem Tode, seinem Ruhme keinen empfindlichern Stoß zu versetzen, als wenn man das Gerücht aussprengte, er sey von Alexandern in Feindschaft geschieden. Die Gelegenheit oder Veranlassung dazu sollte Kallisthenes, ein Anverwandter des Aristoteles, der, wie oben schon erinnert worden ist, Alexandern begleitete, gegeben haben.

Von diesem war es zwar wahr, daß er, unbekannt mit der Feinheit des Hofes, sich durchaus nicht mit der Klugheit betrug, welche ihm wohl im Umgange mit Alexandern anzurathen gewesen wäre. Alexander war hochfahrend und von einer aufbrausenden Gemüthsart, Kallisthenes aber voller Wider-

spruch und Trotz. Unmöglich konnten sich also beide lange mit einander vertragen. Wenn der stolze König überspannte Anmaaßungen wagte, so war Kallisthenes gleich bei der Hand, der mit aller Schärfe der Kritik sie zu beleuchten und einzuschränken suchte. Und dieß geschah etwa nicht insgeheim und unter vier Augen; sondern wo es nur war, öfters im Angesichte des ganzen Hofes. — Aristoteles, der den Geist seines Vetters wohl gekannt zu haben scheint, sah zum voraus, daß er dieses nicht lange so antreiben würde; denn übel ist es immer, den Sittenrichter des Löwen machen zu wollen! Er verwieß ihn daher öfters zu einer philosophischen Ruhe, und sagte ihm endlich für gewiß den Verlust seiner Zunge voraus. — Wahrscheinlich hat sich aber dieser durch diese Vermahnungen weder zurückhalten, noch durch Drohungen abschrecken lassen: genug, er trieb es so weit, daß Alexander ihn in einem eisernen Käfig einsperren, und ihn, gleich einem reißenden Thiere, in dieser Lage durch alle Länder, die er durchzog, mitführen ließ. Das endliche Schicksal dieses Philosophen bestand zuletzt darinnen, daß er nicht bloß seine Zunge, sondern gar seinen Kopf verlohr, da Alexan-

der

der ihn in einer Verschwörung gegen sein Leben mit begriffen glaubte.

Dieses unvorsichtige Betragen des Kallisthenes hat den Feinden des Aristoteles Gelegenheit gegeben, ihn mit in sein Schicksal verwickeln zu lassen. Sie erzählen nemlich, Alexander habe, des ungeschickten Benehmens des Kallisthenes halber gegen ihn, einen Haß auf Aristoteles geworfen, und deshalb den Xenokrates und andere Philosophen, diesem zum Verdruß, ganz besonders geehrt. Aristoteles, der dieses nicht mehr habe ertragen können, habe zu einem schändlichen Mittel seine Zuflucht genommen, und durch zugeschicktes Gift dem Könige seinen Tod mit bereiten helfen. Er habe dieses Gift, setzen sie noch zum Ueberfluß hinzu, an den Kassander durch den Antipater in einem Eselshuf geschickt.

Man sieht leicht ein, daß diese Verläumdung eben so ungegründet ist, als sie von denen herrührt, die ihn als einen des Atheismus verdächtigen mit allen Abscheulichkeiten sich besudeln lassen wollten. Patricius, ein übrigens sehr ungewisser Schriftsteller, erzählt diese Geschichte, und hält sie für wahr. Ihr und der durch sie versuchten Verläum-

dung widerspricht aber theils das, daß glaubwürdige Schriftsteller den Tod Alexanders auf eine andere Weise angeben, theils aber auch die große auch auf seinem Zuge noch genährte Liebe Alexanders zu Aristoteles, die sich sogar bis auf dessen Schüler noch erstreckte. Wie die Erhaltung von Eressus auf Lesbos, der Vaterstadt des Theophrast, hiervon ein redendes Beispiel giebt.

Nachdem Aristoteles Alexandern verlassen hätte, begab er sich nach Athen. Xenokrates war damals schon Lehrer der Akademie, Plato und Speusipp längst schon gestorben, und Athen war ihm ganz neu und fremd geworden. Er eröffnete seine Vorlesungen im Lyceo, bekam viele Zuhörer, und erhielt deshalb, weil er im Gehen seine Sätze vortrug, den Namen eines Peripatetikers, eines Wandelnden. Die Menge der ihm zuströmenden jungen Menschen machte es nothwendig, daß er nach ihren Fähigkeiten, seine Vorträge aufzufassen, sie in verschiedene Klassen theilen mußte. Er theilte seine Vorträge in exoterische und akroamatische ab. In den erstern behandelte er bloß rhetorische, logische und staatsrechtliche Gegenstände; in den zweiten suchte er hingegen seine Zuhörer in die tiefern Spekulationen der Phi-

losophie

losophie einzuführen, durch welche Einrichtung natürlich der Nutzen seiner Vorträge sehr befördert werden mußte.

Es konnte nicht fehlen, daß durch diese so zweckmäßige Anstalten, durch sein didaktisches Talent, durch den vorzüglichen Gehalt seiner Vorträge, und durch die dadurch bewirkte Frequenz seines Hörsaals, der Neid seiner zahlreichen Feinde nicht hätte sollen rege gemacht werden. Xenokrates und dessen Anhänger durften es nicht mit Gleichgültigkeit ansehen, daß eine der Platonischen entgegengesetzte Philosophie durch ihn ihr Haupt erhob; da sie doch die erstere in ihren Würden und Ansehn zu erhalten sich stets angelegen seyn ließen. Die Priesterschaft zu Athen hingegen durfte den Mann nicht dulden, der, indem er allein der Wahrheit huldigte, das Gewebe ihrer mythischen Theologie mit mächtiger Hand zerriß; der nur das begünstigte, was sie verdarb, und sich so als einen ihrer mächtigsten Feinde zeigte. Neid, Furcht, und Aberglaube traten in den Bund, um den Mann des Lichtes zu stürzen.

Es ist wahr, hätte seine Lehre eine größere Ausbreitung erhalten, so würde es um das Priesterwesen in Athen bald gethan gewesen

sen

sen seyn. War Sokrates auf dem praktischen Wege demselben nur hinderlich gewesen, indem er die Vorstellungen von dem Wesen der Götter reinigte, und die Verehrung derselben in einer reinen, ihrem Willen angemessenen, Handlungsweise bestehen ließ: so hob die Aristotelische Lehre hingegen den gesammten Glauben an alle Götter auf, und erklärte denselben gerade heraus für eine Schimäre oder einen Irrthum unsers Verstandes. Ja, er ging noch weiter. So wie der Polytheismus von ihm für eine Ungereimtheit erklärt wurde; eben so wenig feste Gründe glaubte er auch für den Monotheismus angeben zu können.

Aristoteles war nicht Atheist. Kein praktischer; dies sagen uns seine besseren Biographen; dafür bürgt uns seine Ethik, in welcher nur ein reiner Geist so vorzüglich sichtbar ist. Kein theoretischer sogar: denn er nahm eine Gottheit als vorhanden an. Allein er läugnete einen Beweis ihrer Verbindung, ihres Zusammenhanges mit der physischen Welt geben zu können. Sie war ihm bloß eine unaufhörliche, ewige moralische Thätigkeit: eine Ζωη και αμον συνεχης και αΐδος, τελειωτατη και αριςος. Diogenes von Laerte sagt uns von ihm: „Aristoteles nimmt bloß eine göttliche

liche Ordnung in der übersinnlichen Welt an; die sinnliche hat eine Art von Aehnlichkeit mit einer übersinnlichen erhalten. Die Gottheit bekümmert sich nicht um die sinnliche Welt." Aus dem Daseyn der Welt, meinte also Aristoteles, ließ sich durchaus nicht auf das Daseyn einer Gottheit schließen. Er fand keine Gründe für diesen Schluß.

Um die Zeit seines höchsten Flors in Athen starb aber Alexander, sein mächtiger Beschützer. Ganz Griechenland, besonders aber die vorzüglichsten unter den kleinern Staaten, als Athen, u. s. w., triumphirten. Sie waren nun von der Furcht befreit, von dem unersättlichen Eroberer, wenn er wieder in sein Reich zurückgekehrt seyn würde, verschlungen zu werden. Man feierte Freudenfeste bei der Nachricht seines Todes. Es war ein Taumel der Freiheit, welcher das ganze Volk ergriff. Laut wurde nun der Haß gegen Alexander, und gegen alles das, was Alexandrisch war, oder mit ihm in Verbindung gestanden hatte. Weislich wußten denn diese Stimmung des Volks die Sophisten und Priester zu Aristoteles Verderben zu benutzen.

Die Priester traten also auf, und klagten ihn des Atheismus, so wie der schändlichsten

Laster

Laster an. Sie beschuldigten ihn des abscheulichsten Verraths an der Menschheit. Er läugne und nehme ihr, sagten sie, erstens ihre wahre Götter, und dann führe er eine schändliche Abgötterei ein, indem er ihr fremde gebe, oder Menschen zu Göttern erhebe. Sie bezogen sich, in Rücksicht des letztern Anklagepunktes, auf die von ihm seinem fürstlichen Freunde, Hermias zu Delphi, gesetzte Statue. Die Richter von Athen, die Richter des Areopagus hatten, durch Sokrates Ende, sich von dem Geiste der Inquisition nicht abwendig machen lassen; sondern sie schienen sehr begierig zu seyn, die alte Prozedur wieder vorzunehmen. Sie nahmen die Anklage der Priester an, und verdammten ihn, als einen dem Wohl des Staates schädlichen und höchst gottlosen Menschen zum Tode. Den Giftbecher wie Sokrates sollte er trinken.

Diesem Schicksale wäre Aristoteles auch sicher nicht entgangen. Mitten unter neidischen Philosophen, schwachköpfigen Richtern, erbitterten Priestern, und einem gereitzten Pöbel, was hätte er da noch erwarten sollen? Er verließ also noch während des Ausbruchs seines Prozesses Athen, um, nach seinen eignen Worten, den Atheniensern nicht

Gelegenheit zu geben, sich zweimal an der Philosophie zu versündigen, und begab sich nach Chalcis auf Euböa; wo er nach zwei Jahren im drei und sechzigsten Jahre seines Alters starb.

So sahen wir denn abermals Finsterniß und Bosheit siegen über das Licht und das Verdienst; das neidische Schicksal den freiern Flug des Genius der Wahrheit hemmen. — Wir sahen dieß zum zweitenmale in einem Volke, das durch Künste und Wissenschaften sich einen so ausgezeichneten Rang bei seinen Zeitgenossen und bei der Nachwelt erwarb; zum zweitenmale an einem Manne, dessen Streben der Erforschung der Wahrheit gewidmet war, und dessen Verdienst um die theoretische sowohl als praktische Philosophie so viele Zeitalter ehrten. Wie traurig ist es nicht, auch aus diesem Beispiele der verfolgten und unterdrückten Wahrheit bemerken zu müssen, daß auch in dem Lande, wo die nützlichste Aufklärung herrscht, der Aberglaube öfters triumphiren könne, und daß das Wohlhandeln auf das Wohlergehen in dieser Welt mehrentheils so wenig Einfluß habe!

Seneka.

In der so eben vorgetragenen Verfolgungsgeschichte eines Philosophen erblickten wir in dem Aristoteles einen Mann, der vorzüglich um seiner Prinzipien willen büßte; hier treffen wir auf einen Weisen, dem seine Maximen seinen Tod bereiteten. Jener wollte richtigere Grundsätze unter die Menschen bringen, und unterlag seinem Schicksale durch den Haß der Priesterschaft, schwacher Richter, und des Pöbels. Dieser wollte jene richtigen Grundsätze in Ausübung gebracht wissen, wollte sie selbst, so viel als an ihm war, üben, und fiel als ein Opfer seines rühmlichen Bestrebens durch die Hand eines Königs, dessen erste Schritte in der Jugend, so wie in der Regentschaft, er geleitet hatte.

Luzius Annäus Seneka wurde zu Kordula in Spanien geboren. Hier hatten seine Vorfahren schon seit geraumer Zeit gelebt, und sich durch Verdienste zu dem Range römischer Ritter emporgeschwungen: denn ursprünglich stammten sie aus Rom, und waren die ersten Ansiedler in der neuen Kolonie mit gewesen. Sein Vater hieß gleichfalls Luzius

Annäus

Annäus, und hatte den Beinamen Deklamator erhalten, da er sich in dieser Art von Arbeiten sowohl in Kordula als auch in Rom ehrenvoll auszeichnete. Nach dem Zeugniß des Lipsius sollen noch mehrere Deklamationen, die zwar von andern verfaßt worden waren, allein von ihm die letzte Feile erhalten hatten, vorhanden seyn.

Er verlebte nur wenige Jahre in diesem seinem Geburtsorte, denn sein Vater ging mit ihm und seinen andern zwei Brüdern in den Jahren seiner frühen Kindheit nach Rom. Es geschah dieses so ohngefähr funfzehn Jahre vor dem Tode Augusts, und diese Veränderung seines Wohnortes muß so früh vorgefallen seyn, daß er derselben gar nicht bewußt werden konnte: denn in seinen spätern Jahren konnte er sich nur auf Rom, nie auf den frühern Ort seines Aufenthaltes besinnen.

Er genoß von den Jahren seiner Kindheit an bis in die Periode des Jünglings einer vorzüglichen Erziehung. Seine erste Bildung ertheilte ihm seiner Mutter Schwester, eine Frau von vielem Geiste und ausgebreiteten Kenntnissen; deren er sehr oft in seinen Schriften eine sehr ehrenvolle Erwähnung thut. Als

er größer wurde, unterrichtete ihn sein Vater in der Beredtsamkeit, und allen den Wissenschaften, welche zur Vorbereitung auf philosophische Studien zu dienen vermögen. Die fernere Ausbildung erhielt er von Attalus, Sotio und Papirius Fabianus, welche alle drei Stoiker waren, und von Demetrius, einem Anhänger der Cynischen Schule. Besonders war dieser letzte sein Freund, und sein fast täglicher Umgang.

Nachdem er den Unterricht dieser Männer eine Zeitlang genossen hatte, beschäfftigte er sich, vorzüglich auf Anrathen seines Vaters, mit der Jurisprudenz, und wurde zuerst gerichtlicher Anwald in Rom. Dieses Geschäft trieb er mehrere Jahre hindurch in Rom mit sehr glücklichem Erfolg. Seine Rechtschaffenheit sowohl als seine Talente mehrten von Tag zu Tage die Zahl seiner Klienten. Ja — man lernte diese nicht sowohl unter dem gemeinen Manne, sondern auch unter den Großen Roms so sehr schätzen, daß er zum Erzieher des jungen Nero vorgeschlagen und erwählt ward. — Daher kam es denn auch, daß er schnell von einer Stufe der bürgerlichen Ehre zur andern stieg. Erst wurde er Quästor, dann Prätor, und endlich Konsul in Rom.

Es

Es sind zwar mehrere alte Schriftsteller der Meinung, daß dieser schnelle Flug von dem einen Amte der Ehre zu einem andern keineswegs dem Umstande zugeschrieben werden dürfe, daß er der Erzieher des jungen Neros gewesen sey, da er schon vorher im Besitze dieser Stellen sich befunden habe. Sie meinen dieses ferner aus dem Grunde, weil man nicht wohl annehmen dürfe, daß die Wahl des Erziehers eines Prinzen auf einen jungen Mann, ohne Rang und bürgerliche Würde, habe fallen können. — Allein es läßt sich dieses aus den aufbehaltenen Bruchstücken zu seiner Lebensgeschichte schwer entscheiden; und so lassen wir denn dieses an seinen Ort gestellt seyn. Gewiß ist es, daß sein Beigehülfe in der Erziehung Afranius Burrus war, ein sehr vertrauter Freund von ihm. Dieser besorgte den mechanischen Theil der Erziehung; gab den Unterricht in dem gymnastischen Theile der Erziehung, in militärischen Wissenschaften; so wie Seneka demselben die Grundsätze der höhern Wissenschaften beizubringen suchte. Rhetorik und Moral waren die hauptsächlichsten Gegenstände, worauf sich sein Unterricht bezog.

Sein Leben als Privatmann war sehr einförmig und ruhig. Er liebte durchaus die Pracht nicht, zu der ihn sein Leben am Hofe hinzog. Den mehrsten Theil seines Lebens brachte er auf seinen Landgüthern, in der Mitte seiner Familie, zu, wo er sich mit allerhand rustikalischen Arbeiten beschäftigte. Mit seiner erstern Frau, von der man aber nicht weiß, wer sie war, und wie sie hieß, hatte er mehrere Kinder, und unter diesen einige Söhne, von denen er den einen Markus, in seinen Schriften mit vieler Zärtlichkeit nennt. Als ihm diese seine erste Frau gestorben war, schritt er zur zweiten Ehe mit einer gewissen Paullina, deren Herz und Kopf von ihm immer mit vieler Achtung geschildert wird. Sie waren beide sehr ungleich an Jahren; er schon alt und sie noch sehr jung, als sie sich vereinigten. Nie aber ermüdete das junge Weib in der gewissenhaften Treue und Zärtlichkeit zu ihrem Ehgemahl. Freilich konnte aber auch nur ein Mann wie Seneka, der alle Annehmlichkeit des Umgangs mit der höchsten Biederkeit des Charakters vereinigte, auf eine solche Zärtlichkeit rechnen!

Ruhig und glücklich lebte also Seneka bis hieher in dem Schooße häußlicher Freuden und philosophischer Beschäftigungen, als plötzlich der Himmel seines Glücks getrübt wurde, und der Sturz der edlen Julia, der Gemalin des Kaisers Klaudius, auch den seinigen nach sich zog. Messalina, das wegen ihrer unbegränzten Wollust, Eifersucht und Bösartigkeit halber durch alle Jahrhunderte hindurch bis zu uns herab berüchtigte Weib hatte einen tödlichen Haß auf die Kaiserin Julia, die Tochter des Germanikus geworfen. Herrschsucht und Stolz hatten in ihr die Begierde erregt, sie von der Seite des Kaisers zu verdrängen, um, wenn es gut ginge, ihren Posten vor der Welt in dem Prunk einer Kaiserin einnehmen zu können. Eben so sehr, wie diese, haßte sie nun auch den Seneka, den Freund der Kaiserin. Und zwar dieses theils deshalb, weil er ein Freund der Kaiserin war; theils aber auch, weil seine Grundsätze, als die eines rechtschaffenen Mannes, ihren Neigungen durchaus entgegen waren. Beider Verderben wurde also auch von ihr beschlossen.

Sie suchte nemlich den Kaiser Klaudius von der Untreue seiner Gemalin zu überzeugen,

gen, und ihm die Meinung beizubringen, daß Seneka in einer zu engen Vertraulichkeit mit derselben lebte. Der leichtgläubige und wollüstige Kaiser gab ihrer Erzählung Glauben, und ließ beide Unschuldigen auf dieselbe hin verdammen. Beide wurden des Landes verwiesen; Seneka mußte sich nach Korsika, als den Ort seiner Verbannung begeben, seine Familie, und sein Vermögen verlassen. — Mit Standhaftigkeit ertrug der Weise dieß grausame Geschick, da durch Messalinens Beschuldigung sein Name der Schändung böser Menschen und des Pöbels preisgegeben, und er so gewaltsam aus dem Schooße der häuslichen Freude gerissen wurde. Er blieb acht Jahre an diesem Orte seiner Verweisung; es entfuhr ihm aber nie eine trübe Aeußerung über sein Schicksal. So schrieb er einst an seine Mutter: „ich lebe hier heiter mitten unter den Beschäftigungen, welche die Unglücklichen zu unternehmen pflegen". Sein Geist beschäftigte sich mit Gegenständen der Philosophie, und dieß gab ihm Kraft genug, um seinen Unfall mit Standhaftigkeit ertragen zu können.

So bald als Nero nach des Klaudius Tod den Kaiserthron bestieg, ward auch

das Exilium Senekas gelößt, und der unschuldig Verbannte wieder nach Rom zurückberufen. Der junge Kaiser bemühte sich aus allen Kräften seinem ehemaligen Lehrer alles erlittene Unglück vergessen zu machen. Er zog ihn an seinen Hof, verlangte seinen Rath und Beistand, überhäufte ihn mit Ehre, und schenkte ihm mehrere herrliche Villen, Gärten, und andere Reichthümer in Menge. Er selbst war aber von dieser Kaiserlichen Freigebigkeit so wenig Freund, daß er nach Tazitus, dem Kaiser zu verstehen gab, wie sehr ihn dieselbe drücke. „Du giebst mir Güter und Geld" sagte er „unermeßlich mehr, als ich, ein stiller Pracht und Ueppigkeit nicht liebender Mensch, zu brauchen vermag. Sage, was soll ich damit? — Willst du mir damit wohlthun, oder meiner Familie? — Was mich selbst anbetrifft, so habe ich dir aber schon erklärt, daß sie mich weder glücklicher noch besser machen können; vielmehr, daß sie dazu dienen dürften, mich von demjenigen abzuziehen, was mich wirklich besser und weiser machen kann. In Rücksicht auf meine Familie; so ist es auch nicht nöthig. Wenn ich dieser nur das hinterlasse, was meine Väter mir zugebracht haben, und was mein kleiner

Verdienst dazu noch gewonnen hat; so müssen sie allerdings zufrieden seyn. Ich bitte dich also, verschone mich mit den Reichthümern, die mich um so empfindlicher drücken, jemehr sie deine Güte und Freigebigkeit erhöhen." —

So uneigennützig sprach Seneka, indem er von der Zuneigung seines Fürsten keinen Vortheil ziehen wollte. Und doch — wie bitter hat nicht der Neid seiner Feinde ihn getroffen! Die Verläumdung, die selbst den edelsten Geist durch angedichtete Flecken beschmutzt, hat ihn der schändlichsten Absichten beschuldigt. Tazitus erzählt in seinen Annalen, die Neider seines Glücks und seiner Ehre bei Hofe hätten ihm schuld gegeben: Er habe dem Kaiser beständig um Vermehrung seines Vermögens angelegen: seine Reichthümer hätten sich, während der Zeit, da er in der Gnade Neros stand, um drei Tausend Sestertien vermehrt: er habe prächtigere Villen als Nero selbst besessen: habe Geld durch ganz Italien auf ungeheuern Wucher verliehen: und Witwen und Waisen durch unmenschliche Bedrückungen um ihr Eigenthum gebracht. — Wer sieht aber nicht sogleich an der Größe dieser Beschuldigungen, daß nur die boshafteste

teste Verläumdung solche Verbrechen und Schändlichkeiten erdenken könne. Seneka der Stoiker, Seneka, der so, wie Tazitus erzählt, mit seinem Fürsten in Betreff seiner eignen Angelegenheiten sprach, war gewiß von allen den angeführten schmuzigen Anschuldigungen rein.

So verstrichen denn vier glückliche Jahre für Seneka. Da er auf die Lästerzungen, die seinen guten Namen anzuschwärzen suchten, wenig hörte, und in der Achtung des Fürsten stand; so befand er sich sehr wohl auf seinen Villen in Kampanien. Allein, leider! wich um diese Zeit der junge Kaiser gar sehr von dem Wege ab, den er bei dem Antritt seiner Regierung eingeschlagen hatte. Sein Trieb zur Thätigkeit war ausgeartet in einen Hang zu unnützen Beschäftigungen, sein Edelmuth hatte sich in Hoffarth, seine Güte in Haß umgewandelt. Herrschsüchtig, menschenfeindlich, wollüstig wurde er auf dem Throne, ein Bösewicht, dessen Namen die Menschheit immer mit Abscheu genannt hat. — Seneka, der nur mit höchster Betrübniß diese schreckliche Umwandlung seines ehemaligen Zöglings ansehen konnte, wollte dem gesunkenen Menschen zu Hülfe eilen, um ihn durch

Ermahnungen und Bitten wieder auf den Weg
der Tugend und Pflicht zurückzuführen: allein
er traf auf ein fühlloses Herz, das schon für
die Ermahnungen des Freundes sich ganz ver-
schlossen, und jeden Funken von Menschlich-
keit verlohren hatte. Er fand den Kaiser
überdieß noch von Vertrauten umgeben, die,
noch ungleich schändlichere Menschen als er,
den Kaiser auf keinen seiner Schritte aus den
Augen ließen, und ihn ganz so verderbt, als
sie selbst waren, zu machen sich bestrebten.
Es waren dieß die berüchtigte Popäa, ein
würdiges Gegenstück zur Messalina, und der
ebenfalls so berüchtigte Tigellinus. Hat-
te nun den Tyrannen schon die Freimüthig-
keit Senekas erbittert, so mußte sie seine eben
genannten Vertrauten doch noch weit mehr
aufbringen. Um ihn fest in ihren Klauen
zu behalten, und es auf alle Weise zu ver-
hindern, daß er nie wieder zu bessern Grund-
sätzen zurückkommen möchte; so wurde sein
Tod unausbleiblich beschlossen. Neros Stolz
wurde gereitzt, und so war er auch für ge-
wiß entschieden. Wie dieser erfolgt sey, und
wie Seneka sich bei demselben benahm, dieß
ist von Tazitus erzählt worden. Wir wol-

len

len das wichtigste aus dieser Erzählung, so viel als nöthig ist, hier geben.

Nachdem Nero den Tod des Seneka beschlossen hatte, so wurde Granius Silvanus, ein Tribun der Kaiserlichen Leibgarde, an den Seneka abgeschickt, um diesen zu fragen, ob nicht ein gewisser Natalis bei ihm gewesen sey, und über den Umstand, daß er einen gewissen Piso nicht habe vor sich lassen wollen, mit ihm gesprochen habe. Seneka war so eben von seinen Landgüthern aus Kampanien zurückgekehrt, und hatte seinen Wohnsitz auf einer kleinen ihm zuständigen Meierei, an dem vierten Meilensteine ohnweit Rom gelegen, genommen. Hierhin begab sich der Tribun gegen Abend mit einer Menge Soldaten, und ließ von diesen die ganze Villa umsetzen. Er selbst ging in dieselbe, und überbrachte ihm die Befehle des Kaisers, da er eben mit der Paullina, seinem Weibe, und zweien Freunden das Abendessen einnehmen wollte. Seneka antwortete: Natalis sey bei ihm gewesen, habe sich bei ihm beklagt, warum er doch den Piso nicht vorgelassen habe, und er darauf erwiedert, es sey dieses um seiner Gesundheit willen, und aus Liebe zur Ruhe geschehen: er habe nemlich keinen Grund

ange=

angeben können, warum er das Wohl eines ihm ganz fremden Menschen dem seinigen vorziehen sollte: auch sey er übrigens durchaus nicht zur Schmeichelei oder zur Verstellung geschickt, welches alles niemanden besser als dem Nero selbst bekannt sey, welcher mehr Gelegenheit gehabt habe seine, des Senekas, Freimüthigkeit, als seinen Sklavensinn zu bemerken. — Nachdem dieses vom Tribun dem Kaiser wieder hinterbracht worden war; so fragte er in Gegenwart der Poppäa und des Tigellinus, welche beide ihn in seinen rachgierigen Entschließungen immer mehr befeuerten, denselben, ob irgend Seneka schon von selbst den freien Entschluß gefaßt habe, sich das Leben zu nehmen? Der Tribun versicherte aber, nicht das geringste Zeichen von Furcht oder die mindeste Traurigkeit in seinen Minen bemerkt zu haben. Nun befahl man ihm wieder zurück zu kehren, und Seneka den Tod anzukündigen. — Nach der Erzählung des Fabius Rustikus, kehrte der Tribun nicht auf demselben Wege wieder zurück, den er in die Stadt hinein genommen hatte, sondern er bog ein zu seinem Obersten, den F e n i u s, machte diesen mit dem vom Kaiser erhaltenen Befehle bekannt, und fragte

ihn, ob er demselben Folge leisten sollte. Dieser, ein feigherziger Mensch, rieth es ihm an, denselben zu vollstrecken. Denn auch Silvanus befand sich unter den Verschwornen, und half noch mit zu den Verbrechen, die er doch mit hatte wollen rächen helfen. Allein sehen und reden wollte er mit dem Seneka nicht. Er sendete also einen von den Anführern seiner Soldaten in die Villa zum Seneka, und ihm den Befehl des Kaisers um sein Todesurtheil anzukündigen. Unerschrocken vernahm es Seneka, und verlangte seine Schreibtafeln, um sein Testament zu machen. Da ihm aber der Soldat dieses abschlug, so wendete er sich zu seinen Freunden, und sagte: gerne hätte er ihnen etwas von seinem Vermögen zum Andenken an ihn hinterlassen; sie sähen wohl, wie ihm dieses, so schmerzlich es auch für ihn sey, unmöglich gemacht werde; damit sie aber nicht ganz leer ausgingen, so wollte er ihnen jetzt noch ein kleines Bild seines Lebens hinterlassen, welches ihnen gewiß den erhabenen Ruf einer treuen Freundschaft erwerben werde, wenn sie desselben eingedenk wären. Ihre Thränen suchte er zu stillen, und sie zur Standhaftigkeit zu ermahnen, indem er bald in sanften, schmeichelnden,

den, bald im Tone des Ernstes zu ihnen sprach. „Wo sind" redete er zu ihnen „die Lehren der Weisheit? — Wo ist euer seit so viel Jahren gesuchtes Mittel, eure seit so viel Jahren gesuchte Standhaftigkeit gegen das Uebel? — Wem von euch dürfte noch Neros Grausamkeit unbekannt bleiben, dem nach dem Morde an seiner Mutter und an seinem Bruder, nichts mehr zu thun übrig war, als daß er seinen Erzieher und Lehrer noch erwürgen ließ?" — Als er dieses und noch mehreres andere von dieser Art gesprochen hatte, so umarmte er sein Weib, welcher Auftritt ihn zwar nothwendig sehr erschüttern mußte: allein bald ermannte er sich auch hier wieder, bat und flehte von ihr, ihrem Schmerze Einhalt zu thun, damit seine Kraft nicht gebrochen würde: er bat sie, künftig bloß in der Betrachtung seines tugendhaft geführten Lebens einen würdigen Trost ihres ihr entrissenen Mannes zu suchen. Allein dieses bestand auf den Tod mit ihm, und verlangte ihn gleichfalls von der Hand des Soldaten. Darauf sprach Seneka, der ihren in diesem freiwilligen Tode von ihr gesuchten Ruhm nicht hindern wollte, und in der Besorgniß, sie nicht für ein grausameres Schicksal zu

hinter=

hinterlassen, mit der größten Zärtlichkeit zu ihr: „Des Lebens Süßigkeiten hatte ich dir gezeigt; du hingegen wünschest lieber den Ruhm des Todes. Ich will diesem erhabenen Entschluß nicht entgegen seyn. Der Ruhm der Standhaftigkeit bleibt uns beiden gleich, allein erhabner ist dein Ende.

Seneka, dessen Körper alt und durch die wenigen Lebensmittel, die er bisher hatte zu sich nehmen können, sehr geschwächt war, hatte nur einen sehr schwachen Blutausfluß aus den geöffneten Adern; er ließ also noch die Adern an den Oberbeinen und Schenkeln öffnen. Da er aber viele Schmerzen auszustehen hatte, und besorgte, durch die Aeußerung derselben den Muth seines Weibes zu schwächen, übrigens aber auch durch den Anblick der Leiden seines Weibes viel für seine eigne Standhaftigkeit fürchtete; so rieth er ihr, in ein anderes Zimmer sich zu begeben. Hierauf ließ er seine Schreiber zu sich kommen, und diktirte diesen mit vieler Beredtsamkeit das, was nachher auch bekannt geworden ist.

Nun gab aber Nero, der keinen besondern Haß gegen die Paullina hatte, den Soldaten den Befehl, ihren Tod zu verhindern,

damit

damit nicht irgend der Verdacht auf ihn fiel, er sey mit Ursache an ihrem Tode. Auf Befehl der Soldaten verbinden nun Knechte und Freigelassene ihre Arme, und halten das Blut zurück: man weiß nicht, ob sie dieses gewußt und zugegeben hat. Der Pöbel, der immer nur das Schlimmste vermuthet, verbreitete das Gerücht, sie habe nur dann gewünscht, mit ihrem Manne zu sterben, als sie noch geglaubt habe, Nero wäre unversöhnlich in seinem Haß auch gegen sie; sobald aber als dieser ihr wieder Hoffnung zum Leben gemacht habe, sogleich sey auch ihr Entschluß zu sterben wieder verschwunden. Allein dagegen spricht ihre Trauer, und ihr elendes Aussehen mehrere Jahre noch nach dem Tode ihres Mannes, welches dem zu viel vergossenen Blute zuzuschreiben ist. — Seneka, dem der Tod zu lange dauerte, bat den Statius Annäus, seinen guten Hausfreund und Hausarzt, daß er ihm doch das Gift, welches er längst schon für so einen Fall aufbewahrt hatte, ein Gift, wie die Athenienser es brauchten, geben möchte: doch auch dieses nahm er vergebens, da bei seinen kalten Gliedern das Gift fast gar keine Wirkung mehr thun konnte. Nun trat er in ein Bad von warmen Wasser, bespritzte die

um-

umstehenden Sklaven mit einigem Wasser, und rief dabei aus, daß er dieses Wasser Jupiter, dem Befreier, weihe. Als er aus dem Bade getragen worden war, so starb er, und wurde dann ohne die geringste Feierlichkeit verbrannt. Denn so hatte er es in seinem letzten Willen befohlen, da er, ob er gleich reich war, seinen Nachlaß seinen Erben dadurch nicht verringern wollte."

Boethius.

Als ein ähnliches Opfer seines philosophischen Heldensinnes, seiner Liebe zur Freiheit, und der thätigen Mitwirkung zum Besserwerden in der Welt fiel auch Boethius. Auch ihn führte nicht Volkshaß, sondern Regentenhaß zum Tode. In derselben Stadt, wo Seneka lebte, und neben der dieser starb, lebte und starb auch Boethius.

Anicius Manlius Torquatus Severinus Boethius wurde zu Rom

475 und also zu der Zeit geboren, als Odoacer, der ehemals Feldherr der in römischem Solde stehenden deutschen Truppen war, Italien beherrschte. Wenn sich von seinem Namen etwas schließen läßt, so wäre schon hieraus zu sehen, daß er ein Nachkömmling der ältesten und angesehensten römischen Familien war. Sein Vater war ein Mitglied des im Jahre 487 von Odoacer wieder hergestellten Konsulats. Sein Großvater war bei dem Kaiser Valentinian, dem dritten Praefektus Prätorii, und hatte das traurige Schicksal, auf dessen Befehl im Jahre 454 im kaiserlichen Pallaste vor den Augen des Imperators niedergehauen zu werden. Nach dem Tode seines Vaters, der vielleicht noch in dem Jahre 487 oder doch kurz nachher erfolgte, kam Boethius unter die Aufsicht zweier sehr angesehner Männer, nemlich des Festus und des Symmachus.

Von seinen Jugendjahren sagen uns die Biographen sehr wenig. Er soll sich 18 Jahre in Athen aufgehalten und sich daselbst vorzüglich mit dem Studium der Philosophie beschäftiget haben. Allein diese Angabe derselben wird von seinem neusten Biographen, Hn. Freitag, geläugnet, und als ungegründet ver-

verworfen. Genug — er beschäftigte sich in Rom vorzugsweise mit dem Studium der Mathematik und Philosophie. Plato, Aristoteles, Euklides und Ptolemäus scheinen seine Lieblingsschriftsteller gewesen zu seyn. Auch die Dichtkunst beschäftigte ihn in seinen jüngern Jahren sehr: denn dieß beweist das erste Gedicht in seinem Buche: der Trost der Philosophie; wo er von den Musen sagt:

Sie — einst mein Stolz in jenen schönen Tagen,
Wo noch das Glück dem frohen Jüngling lachte.

Die Güte seines moralischen Charakters war eben so vorzüglich, als er von Seiten seiner Gelehrsamkeit ausgezeichnet war. Die angesehensten Männer des Staates warben um seine Freundschaft, und wünschten ihn näher mit sich verbunden zu sehen. Allein er wählte keine Römerin, vielleicht durch die damals dort fast allgemein herrschenden luxuriösen Sitten abgeschreckt, sondern ging nach Sizilien, und wählte ein vornehmes Mädchen, mit Namen Elpis, zu seiner Gattin. Seine Wahl soll sehr glücklich gewesen seyn: denn

denn sein liebes Weib besaß alle Eigenschaften des Herzens und Geistes, die zu einer glücklichen Ehe erfordert werden. Eine ausgewählte Lektüre hatte ihren Verstand gebildet, und eine besondere Liebe zur Dichtkunst ihre Empfindungen so gestimmt, daß sie sich in der Ausübung der strengsten Tugend bemerkbar machten. Boethius und sein Weib boten ein Beispiel der musterhaftesten Ehe dar. Harmonie und Liebe versüßten ihnen beiden das Leben.

Sein häußliches Glück ward auch von einem gleich vorzüglichen Glück, das er im Staate machte, begleitet. Frühzeitig erlangte er das Patriziat, eine Würde, die damals mit den jetzigen Ritterorden sehr viel ähnliches hatte. Nachdem Theodorich, der Anführer der Ostgothen, der würdige Stifter eines mächtigen Reichs, welcher nicht nur die glänzenden Eigenschaften eines Eroberers, sondern auch die Tugenden eines klugen Regenten besaß, den Odoacer im Jahre 493 völlig besiegt und bald darauf hatte hinrichten lassen, erwarb er sich dessen Gewogenheit und Hochschätzung in einem so hohen Grade, daß ihm nach und nach die vornehmsten Hof- und Staatsbedienungen, und endlich auch im Jahre 508 oder 510 das Konsulat anver-

traut wurde; eine Bedienung, die unter Theodorich wieder den vormaligen Glanz zu erlangen schien, den sie seit vielen Jahren verlohren hatte. Während dieser Zeit traf ihn aber das harte Loos, sein Weib Elpis zu verliehren, ohne mit ihr Kinder gezeugt zu haben.

Nun verheurathete er sich zum zweitenmale mit einer Tochter des Konsularen Q. Aurelius Memmius Symmachus, eines sehr angesehenen und rechtschaffenen Mannes zu Rom. Sie hieß Rustiziana. Mit dieser führte er ebenfalls eine höchst glückliche Ehe. Zwei Söhne waren die Früchte derselben, Symmachus und Boethius. Der Geist ihrer Väter schien gänzlich auf ihnen zu ruhen, so treffliche Anlagen entwickelten sich in ihnen. Boethius erlebte überdieß auch an ihnen die Freude, daß sie der König und der Senat noch als Knaben von ohngefähr 11 — 12 Jahren zu Konsuln, was doch wirklich bisher etwas unerhörtes war, erhob. Es geschah dieses im Jahre 522, welches Jahr überhaupt eines der freudenvollsten für ihn gewesen zu seyn scheint. Er fand in diesem Jahre Gelegenheit, sich die Dankbarkeit der Römer in einem hohen Grade zu verbinden. Diese Gelegenheit war folgende: Theo-

dorich kam von Ravenna, der damaligen Residenz der Beherrscher Italiens, nach Rom. Die Römer, voller Freude ihren König in ihrer Mitte zu sehen, ertheilten dem Boethius den Auftrag, ihm die Empfindungen der Freude und der Dankbarkeit in einer Rede darzulegen. Er hielt diese Rede zwischen seinen beiden mit allen Insignien der Konsulswürde bekleideten Söhnen, und erwarb sich durch dieselbe den Ruhm eines großen Geistes und Redners. Theodorich war mit diesem Empfange so sehr zufrieden, daß er nicht nur dem Senat alle Rechte und Privilegien bestätigte, sondern auch den Römern neue wohlthätige Freiheiten ertheilte, welche dem Boethius vorzüglich zu verdanken waren.

Boethius verdiente es aber auch in allem Betracht, von jedermann geschätzt zu werden. Denn er machte sich um den Staat, die Kirche, und die Wissenschaften mit beispielloser Thätigkeit auf vielfache Art verdient. Er trug zu der dauerhaften und gemeinnützigen Regierung Theodorichs bei, er setzte das Münzwesen, Gewicht, und Maaß auf einen bessern Fuß, vorzüglich brachte er die Handlung in neue Aufnahme. Indessen hemmten alle diese Staatsgesetze nicht sein Studium in

der Philosophie. Selbst über theologische Gegenstände verbreitete er sich, und da zu seiner Zeit die Streitigkeiten der Eutychianer und Nestorianer in vollem Gange waren, so schrieb er sogar über dieselben und wohnte den Unterredungen der Theologen über dieselben bei.

Seine großen Verdienste mußten ihn nun aber auch dem Fürsten ganz besonders empfehlen. Theodorich setzte ein großes Vertrauen auf ihn, und brauchte ihn zu mehrern wichtigen Geschäften. In einem Briefe an ihn sagt Theodorich „Ihren Uebersetzungen haben es die Italiener zu verdanken, daß sie den Tonkünstler Pythagoras, den Astronomen Ptolemäus, den Arithmetiker Nikomachus, den Geometer Euklides in ihrer Sprache lesen, und in derselben die Abweichungen des Logikers Aristoteles von dem Theologen Plato bemerken können. Sie haben den Sizilianern den Mechaniker Archimedes in römischer Gestalt wieder gegeben; kurz alle Künste und Wissenschaften, welche einst in dem fruchtbaren Griechenlande, durch die Bemühungen einzelner Männer blühten, hat Rom durch sie allein in seiner Muttersprache kennen gelernt. Dabei sind ihre Ueber-

setzungen mit einer solchen Deutlichkeit und Eleganz geschrieben, daß ich überzeugt bin, daß ein Kenner beider Sprachen sie den Originalen vorziehen würde." So schrieb Theodorich an Boethius; und hieraus läßt es sich genug erkennen, wie sehr der letztere von dem erstern, der wahre Verdienste gehörig zu würdigen verstand, geschätzt wurde. Sonderbar und niederschlagend für jeden von einem Mächtigern Begünstigten ist es aber doch, daß eben derselbe König es war, der über den unschuldigen Boethius das Verdammungsurtheil sprach! Auch hier findet sich viele Aehnlichkeit in der Parallele zwischen ihm und Seneka.

Boethius wurde endlich Magister Officiorum. Er schlug zwar anfänglich diese Bedienung aus, weil Dekoratus, ein schlechter Mensch, sein Gehülfe dabei seyn sollte. Um sich aber keinen Verdruß zuzuziehen, mußte er sich am Ende doch zur Annahme derselben bequemen. Da aber dieses Amt es ihm zur Pflicht machte, unter andern auch über das Betragen der Hofbedienten zu wachen, und die Klagen der Einwohner in den Provinzen dem Fürsten vorzutragen, so konnte es nicht fehlen, daß er sich durch seine Ge-

rechtigkeitsliebe viele der vornehmsten Gothen, die bei ihrer unersättlichen Raubsucht nirgends als von ihm Widerstand fanden, zu seinen unversöhnlichen Feinden machte. So hinderte er, z. B. oft den Konigast, der bei den Finanzen angestellt war, seine Habsucht auf Kosten der Unterthanen zu befriedigen, und vereitelte oft die ungerechten Plane des königlichen Haushofmeisters Triguilla. Als ein gänzlicher Miswachs Italiens Provinzen heimsuchte, und überall Mangel an Lebensmitteln einzureißen anfing, bewog der Präfektus Prätorii den König, ein Edickt ergehen zu lassen, wodurch der Provinz Kampanien aufgegeben wurde, ihr Getraide an den Fiskus, für eine von diesem bestimmte Summe zu verkaufen. Wäre dieses Edickt in Erfüllung gebracht worden, so wäre Kampanien ohne Rettung verlohren gewesen. Allein Boethius legte sich ins Mittel. In Gegenwart des Königs zeigte er dem Minister das Verderbliche seines Plans, und der Aufkauf unterblieb. Eben so rettete er den Konsularen Paulinus und dessen Vermögen aus den Schlingen der königlichen Hofbedienten. Dieß alles mußte ihm natürlicher Weise den Haß und die Verfolgung der gothischen Großen zu Wege bringen; und

und seinen Fall beschleunigen. Durch diese wurde der König, der ein Arianer war, welcher Sekte Boethius zugethan war, gegen den letztern immer aufgehetzt. Gut wäre es freilich auch gewesen, wenn sich Boethius mit mehr Schonung und Klugheit betragen hätte. Man vermuthet, daß er wirklich an den blutigen Verfolgungen, welche der Kaiser Justinus im Jahre 524 gegen die Ostgothen und Arianer ergehen ließ, Antheil gehabt habe. Es verbreitet zwar dieser Zug, wenn er wahr wäre, über Boethius Charakter kein vortheilhaftes Licht, besonders in Rücksicht seiner Toleranz. Allein wenn man den Gesichtspunkt erwägt, aus welchem damals, und viele Jahrhunderte nachher, das Christenthum betrachtet wurde, so läßt sich auch gar vieles zu seiner Entschuldigung sagen. Die christliche Religion war in jenen Zeiten nur Sache der Spekulation und des Bekenntnisses; die Uebertretung der wichtigsten Pflichten derselben, der Verträglichkeit, Sanftmuth und Liebe, wurde bei jeder Gelegenheit eingeschärft, und alle Ketzer als Feinde Gottes und des Staates behandelt. Dieß war allgemeine Stimmung. Ist es also zu verwundern, wenn auch in dem Kopfe des Bo-

thius, der die wohlthätigen Folgen der gegenseitigen Duldung nie aus Erfahrung kennen gelernt hatte, Sektenhaß, Gewissenszwang, u. dergl. spukten? Hierzu kam noch, daß er ein Römer und ächter römischer Patriot, dessen Vorfahren den mächtigsten Königen Gesetze vorgeschrieben hatten, es tief empfinden mußte, daß auch keine Spur von der ehemaligen römischen Freiheit, von der er so hohe Begriffe hatte, mehr zu finden war. Wie leicht konnte es also geschehen, daß die Stimme der Dankbarkeit, die ohnehin bei einem Republikaner, so bald sie sich wider die Freiheit erhebt, selten Gehör findet, bei unserm Boethius verstummte, so sehr sich auch Theodorich um ihn verdient zu machen gesucht hatte. Die Menge der Bedrückungen, welche sein unterdrücktes Vaterland von den habsüchtigen, hochfahrenden Gothen erfahren mußte, konnte von ihm, dem Freunde der Wahrheit und Freiheit nicht gleichgültig ertragen werden. Mochte Theodorich ihm auch die vorzüglichsten Gunstbezeugungen widerfahren lassen; so nahm er sie doch nie mit freudigen Händen an. In seinen Augen waren sie nichts als Bestechungen, die der Tyrann an ihn, dem muthigen Redner für

die Freiheit seines Volks, verschwendete; und sie alle konnten die Bedrückungen nicht aufwiegen, welche von seinen Gothen verübt wurden.

Freilich befand sich der etwas bejahrte Theodorich jetzt auch in einer mißlichen Lage. Denn obschon die Römer und Italiener überhaupt seine Regierung als eine Wohlthat ansahen, so waren sie doch mit ihm, als einen Ausländer und Arianer, gar nicht wohl zufrieden. Den griechischen Hof mußte er ohnedem als seinen heimlichen Feind betrachten, der, ohne daß er ihm durch Uebermacht furchtbar gewesen wäre, doch mit seinen Unterthanen eine verborgene Partei gegen ihn stiften konnte. Unter diesen Umständen war es ihm also gar nicht zu verargen, wenn er das Verfahren des griechischen Hofes gegen die Arianer nicht nur als eine Beschimpfung, sondern auch als eine verdächtige Reizung ansah, und dem Kaiser Justinianus drohte, alle Katholicken in ganz Italien, auszurotten, falls er seine Verordnung nicht widerrufen würde. Eben da er den römischen Bischoff Johannes nebst einigen andern Bischöffen und Senatoren deswegen nach Konstantinopel zu schicken im Begriffe war, wurde Albinus,

nus, einer der ehrwürdigsten Senatoren, von einem angesehenen Hofbedienten angeklagt, daß er mit dem Kaiser ein Verständniß unterhalte, um ihn zum Herrn von Italien zu machen. Es konnte nicht fehlen, daß diese Beschuldigung, sie mochte gegründet seyn, oder nicht, tiefen Eindruck auf Theodorich machte. Boethius eilte nach Verona, um seinen Freund und den ganzen Senat, den man ebenfalls dieser geglaubten Konspiration beschuldigte, mit den Waffen der Beredsamkeit zu vertheidigen. Er that dieß mit so vieler Wärme, und so vieler Freimüthigkeit, daß es seinen Feinden bei Hofe leicht wurde, ihn selbst verdächtig zu machen; und wehe dem Unglücklichen, wider den sich nur der leiseste Verdacht in die Seele eines Fürsten eingeschlichen hat! Sein Fall hängt bloß von der Willkühr seiner Feinde ab, die sicher darauf rechnen können, daß der Mißtrauischgemachte ihre Kabale, wenn sie auch noch so plump ist, nicht durchdringen wird. So ging es auch hier. Basilius, Opulio, und Gaudentius, Menschen, welche die öffentliche Meinung und der Spruch des Richters schon gebrandmarkt hatte, traten auf Anstiften einiger Hofbedienten als Ankläger

gegen

gegen Boethius auf, und wurden gehört. Man zeigte dem Könige Briefe voll verrätherischen Inhalts, welche er an den Kaiserlichen Hof geschrieben haben sollte, und brachte Anzeigen einer Verschwörung desselben mit dem Senate vor. Die Hauptpunkte aber der Anklage wider ihn waren: daß er aus übertriebenem Eifer für das Wohl des Senates die Beweise unterdrückt habe, wodurch dieses Kollegium des Hochverraths hätte überführt werden können; daß er, laut seinen eigenhändigen Briefen, einen Plan zur Widerherstellung der Freiheit entworfen; und daß er sich endlich mit magischen Künsten abgegeben habe. Diese letztere Beschuldigung war offenbar für das Volk erdacht, unter dem Boethius vielen Anhang hatte, und dem dieses Phantom von Verbrechen den größten Abscheu erregte.

Theodorich ließ nun ihn, nicht ohne Beistimmung des von ihm durch Drohungen in Furcht gesetzten Senates festnehmen, zog seine Güter ein, und schickte ihn nach Pavia im Herzogthum Mailand ins Gefängniß. Hier schrieb er mit sehr vieler Heiterkeit und Ruhe seine Abhandlung von der Dreieinigkeit und sein Werk vom philosophischen Troste.

Nach

Nach einer langen Gefangenschaft wurde er endlich im Jahre 525 auf Befehl des Königs, den der schlechte Ausgang seiner Gesandschaft noch mehr wider ihn erbitterte, enthauptet. Der römische Bischoff Johannes, der im Einverständniß mit dem griechischen Hofe, und den Absichten des Theodorichs zuwider, auf seiner Gesandschaftsreise, alle die den Arianern zugehörigen Kirchen dem orthodoxen Glauben geweiht hatte, und Symmachus, der Schwiegervater des Boethius hatten gleiches Schicksal. Der Körper des enthaupteten **Boethius** wurde in der Kirche des heiligen Petrus zu Pavia beerdiget. Man setzte ihm folgende Grabschrift:

Maeonia et Latia lingua clarissimus, et qui
Consul eram, hic perii missus in exilium.
Sed quem mors rapuit, probitas evexit ad auras
Et nunc fama viget maxima, viget opus.

Der Kaiser **Otto** der dritte schätzte sein Andenken so sehr, daß er ihm nach einem Zeitraum von beinahe 300 Jahren ein prächtiges Mausoleum errichten ließ, und dem Bischoff Gerbert von Rheims, der nachher unter dem Namen Sylvester II. als Pabst so berühmt geworden ist, einen damals sehr

vor-

vorzüglichen lateinischen Dichter bewog, daß er folgende Inschrift dazu verfertigte:

Roma potens, dum jura ſuo declarat in orbe
Tu pater et patriae lumen Severine Boethi
Conſulis officio rerum disponis habenas,
Infundis lumen ſtudiis, et cedere nescis
Graecorum ingeniis: ſed mens divina coercet
Imperium mundi. *Gladio bachante Gothorum*
Libertas romana perit. Tu conſul et exul
Inſignes titulos praeclara morte relinquis.
Nunc decus imperii, ſummas qui praegravat artes
Tertius Otto ſua dignum Te iudicat aula,
Aeternumque Tui ſtatuit monumenta laboris
Et bene promeritum meritis exornat honeſtis.

So hat noch der Ruf seiner Verdienste um sein Vaterland ihm die Achtung eines des vorzüglichsten Kaisers verschafft, und ihm dadurch einen eben so bleibenden Nachruhm als seine Schriften verschafft! Mit welcher Entschlossenheit und philosophischer Ruhe er sich seinem Schicksale unterworfen habe, davon zeugt besonders sein Werk von dem Troste der Philosophie. Es ist dieses eine Schrift, die, besonders in der wohlgerathenen Freitagschen Uebersetzung, in jedermanns Händen seyn sollte.

sollte. Eine reine, schöne Phantasie lebt und webt in ihr, und giebt uns in ihrem lieblichen Zauber die tiefsten philosophischen Gedanken, die ganz für das praktische Leben berechnet sind. Es sey mir erlaubt, einige der vorzüglichsten Stellen aus diesem Werke anzuführen; da es hoffentlich eben so interessant seyn wird zu wissen, wie — mit was für Gesinnungen unser Philosoph zum Tode ging, als daß er starb.

Den Inhalt seines Werkes machen aus: erstlich Klagen über sein Schicksal: zweitens Zweifel über die wahre Glückseligkeit: drittens über Zulassung des Bösen und des Uebels in der Welt: viertens endlich Gedanken über den Zufall. Hierüber tröstet und auf alles dieses antwortet die Philosophie.

Boethius klagt sein Schicksal.

In jenen Tagen, wo ich nach den Lehren
Der Weisheit lauschte, und der Blüthen Fülle
Mein wißbegier'ger Geist enthüllte, tönnte
Der Freude heil'ges Lied von meinen Lippen.
Jetzt aber, ach — zwingt mich des Schicksals Zorn
Zum wehmuthsvollen Klageton; die Musen
Von meinen Leiden weich, bemühen sich
Für meinen Schmerz um Worte, und die Zähre

Des

Des Mitleids rollet über ihre Wangen.
Sie nur allein verscheuchte nicht der Schrecken,
Sie folgten, treu der Freundschaft, mir, ins
Elend.
Sie einst mein Stolz in jenen schönen Tagen,
Wo noch das Glück dem frohen Jüngling *lachte*,
Sie trösten jetzt mich tiefgebeugten Alten
In meinen Leiden, denn vom Sturm des Un-
glücks
Beschleunigt, überraschte mich das Alter,
Und durch den Gram wurd' ich zum frühen
Greise.
Von meinem Haupte wallen graue Haare
Noch vor der Zeit herab; am siechen Körper
Bebt die erschlaffte Haut. — O wie erfreulich
Ist nicht der Menschen Tod, wenn er der
Freuden
Des Lebens schont, nur vom Geschick Verfolgten,
Die ungeduldig ihres Freundes harren,
Sich naht! doch, ach! in taube Ohren tönt
Des Elends heißes Flehen, er verschmähet
Die thränenvollen Augen zuzudrücken. —
Als noch des Glückes ungetreue Göttin
Mit milden Händen ihrer morschen Güter Fülle
Mir spendete, da drohte zu versenken
Mein Haupt in Nacht die letzte bange Stunde.
Jetzt da ihr trügend Antliz sich umwölket,
Schleicht im langsamen Schneckengang das
Leben

Ver-

Verhaßt mir hin. — Ihr prießt mich glücklich, Freunde!
Stand der Gefall'ne je vom Unglück nicht erschüttert?

„Indem ich mich noch" fährt Boethius in seinem ersten Buche nach diesen Versen fort „mit diesen Ideen beschäftigte, und meine Klagen unter Vergießung vieler Thränen niederschrieb, erblickte ich über mir ein Weib, dessen Anblick die tiefste Ehrfurcht einflößte. Nie sah man bei einem Menschen einen so feurigen und durchdringenden Blick. Ihre Farbe war lebhaft, und ihre Gesundheit schien unzerrüttet zu seyn, ob man gleich ein Alter an ihr wahrnahm, dessen Anfang nicht in unser Zeitalter gesetzt werden konnte. Ihre Statur war nicht zu bestimmen. Denn jetzt zwang sie sich in die gewöhnliche menschliche Form, jetzt schien sie mit ihrem Scheitel den Himmel zu berühren, ja, wenn sie ihr Haupt höher erhob, ihn selbst zu durchdringen, daß die Menschen sich vergeblich bemühten, sie mit ihren Blicken zu erreichen. Ihr Gewand war das feinste und kunstreichste Gewebe, aus unverwüstlichem Stoffe verfertiget. Ich erfuhr nachher von ihr, daß sie es selbst gewebt habe. Durch die Länge der Zeit, auf

die sie keine Rücksicht nahm, war es grau und unscheinbar geworden, gleich den Gemälden, auf die sich der Staub gelegt hat. Unten am Saum desselben war ein Π oben ein Θ *) eingewebt, und zwischen beiden Buchstaben bemerkte man einige Stufen, in Gestalt einer Leiter, die anzuzeigen schienen, daß man von dem Untern zu dem Obern steigen müsse. Doch hatten einige Gewaltthätige dieses Gewand zerrissen, und davon so viel Theile, als sie deren konnten habhaft werden mit sich genommen. In ihrer Rechten trug sie Bücher, in ihrer Linken ein Scepter."

Als sie an meinem Lager die Göttinnen der Dichtkunst erblickte, die meinen Schmerz in Worten auszudrücken beschäftiget waren, wurde sie unwillig, warf einen verächtlichen und zornigten Blick auf sie, und rief: Wer gestattete diesem Theaterbuhlerinnen den Zutritt zu diesen Schwermüthigen? unfähig, auch nur das Geringste zur Linderung seiner Schmerzen beizutragen, geben sie denselben im Gegentheil neue Nahrung. Sie sind es, die durch Erregung der Leidenschaften, gleich un-

frucht-

*) Das Π bezeichnet die praktische und das Θ die theoretische Philosophie.

fruchtbaren Dornen, die geseegnete Saat der Vernunft ersticken, und das Gemüth des Menschen an Krankheiten gewöhnen, nicht davon befreien. Wenn, wie gewöhnlich, eure Lockungen einen Ungeweihten irre geführt hätten, denn könnte ich gelassener seyn, denn ich würde an einem solchen nichts verlieren; aber diesen Eingeweihten in der Weisheit der Eleatiker, und Akademiker — doch, fliehet bis zum Verderben, angenehme Sirenen! überlaßt es meinen Musen, ihn zu warten und zu heilen."

„Bei diesen Worten entfernten sich die Göttinnen. Ihr zur Erde gesenkter Blick, ihre Traurigkeit, die Röthe, mit der ihre Wangen überzogen wurden, alles verrieth ihre Schaam und Bestürzung."

„Voller Erstaunen, mit gesenktem Blick, und ohne ein Wort zu reden, erwartete ich, was dieß Weib ferner beginnen würde, das so stolz befahl, und das ich wegen meiner durch Thränen geschwächten Augen nicht erkennen konnte:"

„Sie näherte sich mir, ließ sich auf dem äußersten Rande meines Bettes nieder, betrachtete meine schwermüthige und niedergeschlagene Miene, und beklagte die Verstörung meines Geistes in folgenden Versen:"

„Wie stöhnt der Geist, der in des Irrthums Tiefen
„Hinab sich stürzte, und wie müht er sich,
„Des eignen Lichts uneingedenk zu wandeln
„In fernen Dunkelheiten! o, wie wächst
„Ins Unermeßliche der bange Kummer,
„Wenn ihn des Erdentandes Stürme mehren! —
„Von Fesseln frei durchwallte dieser einst
„Die luft'ge Bahn im offnen Raum des Himmels,
„Er blickte nach dem Rosenlicht der Sonne,
„Er spähte nach dem Stern des kalten Mondes,
„Und unterwarf die schweifende Bewegung
„Des Irrsterns, der durch mannigfalt'ge Kreise
„Sich windet, der Berechnung: er erforschte
„Des Sturmes Ursprung, der die Meereswogen
„Zum wilden Aufruhr reizt: von wessen Hauch
„Der Schöpfung großes Rad getrieben wird,
„Warum die Sonne in die Abendfluten
„Hinab sich senket, und im vollen Glanze
„In Osten aus den Wellen wiederkehret:
„Und was des Frühlings sanfte Stunden fächelt,
„Daß sie im Rosenschmuck die Erde kleiden:
„Durch welche Kraft im früchtereichen Herbste
„Die volle Traube prangt: dieß zu erforschen
„War er bemüht, und die geheimnißvolle
„Natur in ihrer Werkstatt zu belauschen.
„Nun aber liegt er da in seines Geistes Schwäche,

„Sein

„Sein Nacken ist mit großen schweren Ketten
„Belastet, und der Fesseln Schwere zwinget
„Ihn mit gesenktem Haupte auf die Thorheit
„Des Erdentandes seinen Blick zu werfen."

„Doch jetzt ist nicht Zeit zu klagen, sondern zu heilen. Bist du, sprach sie, und heftete dabei ihre Blicke auf mich, derselbe, den ich mit meiner Milch genährt, und mit meiner Speise auferzogen habe? bist du der, dessen Charakter Festigkeit durch mich erhielt? Ich versah dich mit Waffen, die dich unüberwindlich würden gemacht haben, wenn du sie nicht zu früh von dir geworfen hättest. Kennst du mich? du schweigst? aus Schaam oder vor Staunen? wäre es Schaam! aber dich hat das Stauuen überwältigt."

„Da sie sah, daß ich nicht allein bei meinem Stillschweigen beharrte, sondern daß ich auch ganz sprachlos und stumm war, legte sie ihre Hand leise auf meine Brust. Hier ist keine Gefahr, sagte sie, er ist betäubt, die gewöhnliche Krankheit bethörter Seelen. Sein Bewußtseyn hat ihn verlassen; gewiß er wird wieder zu sich kommen, nur muß er mich erst erkannt haben. Allein so lange noch der Nebel irdischen Tandes seine Augen verdunkelt, wird er dieses nicht können. Ich will

sie davon befreien; und sogleich faltete sie ihr Gewand, und trocknete damit meine in Thränen schwimmende Augen."

„Und schnell die Nacht, die meine Augen deckte
„Schwand hin zertheilt, aus ihnen strahlte
„Ihr vor'ges Feuer wieder; so verdunkelt
„Des Korus wildes Rasen die Gestirne:
„Den Himmel hüllen Regenschwang're Wolken
„In Nacht, die Sonne schwindet, dichtes Dunkel,
„Erhellt durch keinen Stern, liegt auf dem Erdenkreis
„Herabgegossen. Aber sieh', es stürmet
„Der Nord hervor aus Aeols weiter Höle,
„Sein Flügelschlag zertheilt die Nacht, er öffnet
„Die Pforten dem verschloßnen Tag, es blitzet
„Des Himmels Königin hervor, und Staunen
„Ergreift, ob ihrem Glanz, die Sterblichen."

„Eben so schöpfte ich des Himmels heitre „Luft, als der Nebel der Schwermuth aus meiner Seele schwand, und ich, um meinen Arzt zu erkennen, das Bewußtseyn meiner selbst zurückrief. Ich betrachtete sie mit aller Aufmerksamkeit, und erkannte meine Pflegerin die Philosophie, unter deren Aufsicht ich mich von Jugend auf befunden hatte. Wie, rief

rief ich, du hier, Lehrerin aller Tugenden! Du bist aus den hohen Regionen des Himmels in meinen einfachen Verbannungsort herabgestiegen? Doch nicht, um dich mit mir zugleich wegen erdichteter Beschuldigungen verdammen zu lassen?"

„Und ich sollte, erwiederte sie, dich, meinen Zögling verlassen, um dir die Bande nicht tragen zu helfen, die dir der Haß wider mich auferlegte? Nie vermochte die Philosophie den Redlichen auf seiner Wallfahrt zu verlassen. Vor Schmähungen soll ich mich fürchten? vor ihnen soll ich beben? sind sie denn etwas Unerhörtes? Glaubst du denn, daß jetzt erst die Weisheit durch Lasterhafte so gefährdet wird? Habe ich nicht auch bei den Alten, noch vor unserm Plato, oft heftigen Streit mit übermüthigen Thoren zu bestehen gehabt? — Hat nicht bey seinen Lebzeiten sein Lehrer Sokrates den Lorbeer eines unverschuldeten Todes unter meinem Beistande errungen? Die Sekten des Epikurs, des Zeno, und viele andere behaupteten, seine rechtmäßigen Erben zu seyn. Jeder wollte sich mit Gewalt in den Besitz seines Nachlasses setzen. Ich widersetzte mich ihnen; allein sie sahen mich selbst

als

als einen Theil ihrer Beute an. Jeder wollte mich an sich reißen; und so zerrissen sie mir dieß Gewand, das ich selbst gewebt habe. Mit dem, was davon in ihren Händen blieb, gingen sie, in der Meinung, daß ich ihnen ganz zu Theil worden war, davon. Daher einige von dem Irrthum dieses philosophischen Pöbels angesteckt, voreilig glaubten, daß sie meine Vertrauten seyn müßten, weil sie in dem Besitze einiger Theile meines Gewandes sich befänden."

„Gesetzt aber auch, daß dir nichts von der Verweisung des Anaxagoras, nichts von dem Giftbecher des Sokrates, nichts von den Martern des Zeno, als Begebenheiten des Auslandes, bekannt wurde: so können dir doch die Schicksale der Kanier, der Senekas, und der Soraner nicht unbekannt geblieben seyn. Denn ihr Andenken ist eben so neu, als ihre Namen berühmt sind. Die einzige Ursache ihres Unglücks war, daß sie sich nach mir gebildet hatten, was mit den Neigungen der Lasterhaften durchaus im Widerspruche stehet. Sollen wir uns also noch wundern, wenn uns in diesem Leben widrige Schicksale

verfol-

verfolgen, und überall auf uns losstürmen? es ist ja unser Hauptzweck, den Lasterhaften zu mißfallen. — Es ist wahr, ihre Anzahl ist groß, aber demungeachtet sind sie zu verachten. Ohne Gesetze, ohne Führer, folgen sie blindlings dem Irrthum, der sie tollkühn mit sich fortreißt. Und wenn wir auch oft ihrer eindringenden Uebermacht im offnen Felde weichen müssen, so zieht unser Anführer seine Truppen in eine unüberwindliche Festung, indessen sich jene mit Plünderung des unnützen Reisegepäckes beschäftigen. Von oben herab spotten wir der Plünderer so geringfügiger und verächtlicher Dinge, unbesorgt vor dem wüthenden Schwarm. Denn wir sind durch einen Wall gesichert, den die tobenden Thoren nicht ersteigen können."

„Wer heiter bei der Zeiten Wechsellaune
„Das stolze Schicksal unter seine Füße
„Tritt; und wenn des Glücks und Unglücks Anblick
„Den festen Muth nicht von der Stirne scheuchet; —
„Der zagt bei des erzürnten Pontus Toben
„Und Drohen nicht, wenn wild aus seinen Tiefen
„Der Aufruhr schwillt, ihn schrecken nicht die Flammen,

„Die

„Die der Vesuv, in Rauch gehüllt, dem Himmel,
„Aus dem geborstnen Schlund entgegen schleudert;
„Der Blitzstrahl nicht, der flammend hohe Thürme
„Zerschmettert. — Und doch wundert die Elenden
„Noch die ohnmächt'ge Wuth des wilden Herrschers! —
„Nichts fürchten und nichts hoffen — und entwaffnet
„Ist des Ohnmächt'gen Zorn. Wer aber stets in Angst,
„Was nimmer bleibend ist, und unabhängig,
„Wünscht oder fürchtet, wirft von sich den Schild
„Der ihn beschützt, und feig und außer Fassung
„Knüpft er die Fesseln selbst, die ihn belasten."

„Empfindest Du dieß? macht es Eindruck auf Dich? oder bist Du dagegen unempfindlich? Was weinest Du? Warum vergießest Du so viele Thränen? Sag' und verheele mir nichts! — Du kannst keine Hülfe vom Arzte erwarten, wenn Du ihm Deine Wunden nicht zeigst."

„Hier faßte ich mich. Bedarf es, rief ich, dieser Erinnerung? Leuchtet die Härte

des

des wider mich erzürnten Schicksals nicht schon von selbst in die Augen? Erschüttert Dich nicht schon dieser Ort? Ist dieß der Büchersaal, den Du in meinem Hause so oft zu Deinem Aufenthalte wähltest, und wo Du so oft mit mir über Gegenstände der Philosophie Dich unterhieltest? Befand ich mich in solchen Verhältnissen, als ich mit Dir den Geheimnissen der Natur nachspürte? als Du mich über den Lauf der Sterne belehrtest? als du meinen Charakter und meine Handlungen nach dem Muster der himmlischen Ordnung bildetest? Ist dieß die Belohnung für die Befolgung Deiner Vorschriften? Du selbst hast den Grundsatz durch Platos Ausspruch bestätiget, daß diejenigen Staaten glücklich sind, wo entweder Philosophen regieren, oder Regenten philosophiren; daß es für die Philosophen nothwendig sey, sich den Geschäften des Staates zu unterziehen, damit der schlechte und lasterhafte Bürger sich nicht des Ruders der Regierung bemächtigen, und dadurch Tod und Verderben über die Rechtschaffenen bringen möge. — Ich befolgte diesen Grundsatz.

Was ich von Dir insgeheim, fern von Geschäften, gelernt hatte, wünschte ich bei der Staatsverwaltung anzuwenden. Dir und Gott, der Dich mit den Seelen der Weisen vermählte, ist es bewußt, daß ich nur das Beste der Rechtschaffenen bei Führung der Staatsämter zum Endzweck hatte. Daher der immerwährende und unseelige Zwist mit den Lasterhaften, daher der Haß der Großen (die gewöhnliche Folge der Freimüthigkeit, bei dem Bewußtseyn der guten Sache!), den ich bei Handhabung des Rechts beständig wider mich reitzte, ohne ihn zu achten. Wie oft widersetzte ich mich dem Konigast, wenn er das Vermögen der Mindermächtigen an sich reißen wollte! wie oft habe ich nicht den königlichen Haushofmeister Triguilla in seinen ungerechten Untersuchungen gehindert, und seine Plane, die er schon im Begriffe war auszuführen, vereitelt! u. s. w."

„Was aber mein Unglück noch mehr vergrößert, ist, daß die Achtung der meisten nicht nach den Verdiensten, sondern nach den Glücksumständen sich richtet, und daß nur das für wohlgethan angesehen wird, was sich durch einen glücklichen Erfolg empfiehlt. Daher

die

die Unglücklichen in der guten Meinung immer am ersten fallen. Ich mag der Gerüchte nicht gedenken mit denen sich das Publikum trägt, und wie widersprechend und verkehrt diese Urtheile sind. Nur so viel will ich erinnern, daß es der letzte Stoß des Unglücks ist, wenn die Unglücklichen, denen man ein Verbrechen angedichtet hat, in dem Rufe stehen, daß sie ihre Leiden verdient haben. Und dieß ist der Fall bei mir. Ich werde als ein Verbrecher bestraft, indem man mich meines ganzen Vermögens beraubt, meiner Würden entsetzt, und meinen guten Namen gebrandmarkt hat; und dieß alles wegen einer guten Handlung. Schon sehe ich die Bösewichter in ihren schändlichen Werkstätten in ausgelassener Freude schwelgen. Ich sehe die Verworfensten mit neuen Ränken zu Anklagen hervortreten, indessen die Rechtschaffenen außer aller Fassung, und in der äußersten Bestürzung über meine Gefahr sich befinden. Der Schurke wird ungestraft Bubenstücke wagen, ja man wird ihn noch durch Belohnungen zur Ausführung derselben aufmuntern, und die Redlichen werden nicht nur aller Sicherheit sondern auch aller

Ver-

Vertheidigung beraubt seyn. Mit Recht kann ich also ausrufen:"

„O Schöpfer! der die Welt mit Sonnen schmückte,
„Der auf dem Thron der Ewigkeit die Himmel
„In schnellen Wirbeln dreht; du schreibst Gesetze
„Den Sternen vor, daß jetzt in vollem Glanze,
„Bestralt von allen Flammen ihres Bruders,
„Uns leuchtet Luna, und die kleinern Sterne
„Verdunkelt, jetzt im zweifelhaften Lichte
„Der Sonne naht, und ihren Schein verliehret:
„Daß Hesper, wenn die Nacht beginnt zu grauen,
„Am Horizonte flimmernd sich erhebt,
„Und seinen Lauf vom Morgenglanz der Sonne
„Gebleicht, als Morgenstern zurück beschleunigt:
„Du kürzst des Teges Lauf, wenn von den Bäumen
„Des Herbstes kalter Hauch die Blätter streifet:
„Wenn in der Luft die Glut des Sommers strömet
„Nimst du der Nacht, der flücht'gen Stunden Hälfte.
„Dein Werk, Herr, ist der Jahreszeiten Wechsel,
„Daß die vom Sturm des Nords verwehten Blätter,
„Des Westes sanftes Glühen wiederbringet!
„Daß durch die Glut des Sirius gezeitigt

„Die

„Die Saaten, die Arkturus streuen sah,
„In hohen Halmen reifen. — Alles bindet
„Dein ewiges Gesetz, und nichts verläßt
„Den angewiesnen Wirkungskreis: Du lenkest
„Nach einem Plane alles. Nur die Menschen
„Sind, Herr, von dir der Willkühr überlassen,
„Du achtest ihrer nicht, sie durch Gesetze
„Zu binden; würden sonst des Schicksals Launen
„Ein solches Wechselspiel beginnen? Würden
„Die Strafen, die dem Missethäter ziemen,
„Die Unschuld treffen? Aber hoch auf Thronen
„Herrscht das gekrönte Laster, der Verbrecher
„Setzt, ha, wie schändlich! ungestraft dem Edeln
„Den Fuß im Nacken: scheu verbirgt die Tugend
„In dickes Dunkel ihren Glanz; die Laster
„Des Schuldigen muß der Gerechte büßen:
„Nichts schadet jenem, Meineid nicht, nicht Ränke,
„Die gleisnerische Farben übertünchen.
„Monarchen, deren Macht unzähl'ge Völker
„In knecht'scher Unterwürfigkeit verehren,
„Gehorchen ihrem Wink, wenn's ihnen lüstet,
„An ihnen ihre Kräfte zu versuchen. —
„Du, der durch's Band der Harmonie
„Das Weltall einigest, blick auf das Erdenelend,
„Sieh, wie den Menschen, deiner Schöpfung Zierde,
„Des Zufalls Wogen schleudern! Herrscher, steure

„Der

„Der Wogen Wuth; nimm in den ew'gen Bund
„Der Ordnung und der Eintracht, der die Himmel
„Vereiniget, den Erdbewohner auf.

„Auf diese meine Worte, die ich unter anhaltenden Schmerzen hervorstöhnte, erwiederte die Philosophie ganz kalt und mit ruhiger Miene: dein Kummer und deine Thränen verriethen mir sogleich den Leidenden und Verwiesenen. Doch ich wußte des Exils Entfernung nicht, bis deine Erzählung mich auch dieses errathen ließ. Verwiesen aus Deinem Vaterlande bist Du nicht, denn Du hast Dich selbst daraus entfernt; indessen wenn Du dafür angesehen seyn willst, so kann Dich kein anderer, als Du selbst vertrieben haben! Erinnere Dich nur deines Vaterlandes, wo keine Demokratie ist, wie vormals zu Athen, sondern ein Herr, ein König, der an der Vermehrung nicht an der Verweisung seiner Bürger Vergnügen findet, und wo es höchste Freiheit ist, von seinem Willen gelenkt zu werden, und seinen Gesetzen zu gehorchen. Oder weißt Du das älteste Gesetz Deiner Vaterstadt nicht, welches befiehlt, daß keine Verweisung bei denen statt finden soll, die sich in derselben niedergelassen haben? Denn wer ein-

einmal von ihren Wällen und Festungs-Werken umgeben ist, der hat nicht zu fürchten, daß er ein Exilirter seyn solle. Allein wer nicht mehr in ihr zu wohnen wünscht, der verdient ihren Schutz auch nicht mehr.

„Der Anblick dieses Ortes rührt mich nicht, wohl aber Dein trauriger Zustand. Auch verlange ich nicht, in Deiner Bibliothek zu wohnen, deren Wände mit Glas und Elfenbein getäfelt sind, sondern in Deiner Seele, in welcher ich nicht Bücher, sondern was den Werth der Bücher bestimmt, den lehrreichen Inhalt meiner Schriften niedergelegt habe.“

„Von deinen Verdiensten um das gemeine Beste hast Du viel Wahres gesagt, aber für die Menge des Guten, das Du gestiftet hast, viel zu wenig.“

Von den Dingen, die man Dir zu Last legt, und die theils rühmlich, theils erdichtet sind, hast Du nichts erzählt, wovon nicht jederman schon überzeugt ist. Die Laster und Ränke Deiner Ankläger hast Du mit Recht nur ganz kurz berührt, weil sie schon besser und vollständiger dem alles beurtheilenden Publikum bekannt sind. Auch hast Du das ungerechte Betragen des Senats heftig gerügt. Ueber die mir zugefügte Beleidigungen hast

Du

Du bittre Klagen geführt, und den Schaden beweint, der entsteht, wenn man in der guten Meinung fällt."

„Voll Verdruß über Dein Mißgeschick beklagtest Du Dich, daß die Belohnungen den Verdiensten so wenig entsprechen, und ließest endlich Deiner erbitterten Muse den Wunsch äußern, daß die Harmonie, die den Himmel beherrscht, auch die Erde beglücken möchte."

„Bei dieser Stimmung aber, wo Drang der Leidenschaften, Schmerz, Zorn, Kummer, Dich von dem einem zum andern reißen, ist es nicht möglich, starke Mittel zu Deiner Wiederherstellung zu gebrauchen. Ich muß also die gelindern versuchen, um den Einfluß, den die bisherige Unruhe auf sich hat, zu schwächen, um Dich gehörig vorzubereiten, damit die stärkern ihre Wirkung nicht verfehlen."

Getäuscht von Ceres möge unter Eichen
Des Lebens Fristung der Unsinn'ge suchen,
Der, wenn des Krebses drückendes Gestirne
Von Phöbus Flammen glüht, der Saaten Fülle
Der Erde anvertraut. Nie suche Veilchen
Auf Purpurfluren, wenn der Sturm aus Norden

Laut-

Lautheulend durch die öden Felder raßt.
Nie strecke gierig Deine Hand nach Palmen,
Des Lenzes Zierde, aus, wenn zum Genuß
Die Traube sich Dir biedet; weil dem Herbste
Des Bachus Reichthum zugefallen; denn vom Schöpfer
Ist jeder Jahreszeit ein eigner Kreis
Des Wirkens angewiesen, und er duldet
Des Wechsels Störung nicht, den er selbst ordnet.
Ja alles, was sich der bestimmten Ordnung
Gewaltsam zu entziehen wagt, kann nimmer
Sich eines glücklichen Erfolgs erfreuen u. s. w.

Dieses ist fast der Inhalt des gesammten ersten Buches: noch will ich eine schöne Stelle aus dem zweiten und dann, zum Beschlusse, eine aus dem fünften Buche geben.

In dem zweiten Buche eifert die Philosophie über die Ruhmsucht, als einem falschen Motive, sich zu ausgezeichnet guten Handlungen zu bestimmen. Sie sagt:

„Ihr glaubt, euch durch den Nachruhm unsterblich zu machen? Allein, wenn Du die künftigen Zeiten mit der unendlichen Ewigkeit vergleichst, welche Freude kann Dir dann noch die Fortdauer Deines Namens verursachen? zwischen einem Augenblick und zehn tausend

Jahren findet doch einiges, obschon ein sehr kleines, Verhältniß statt; denn beider Zeitraum ist bestimmt: aber vervielfältige diese zehn tausend Jahre, so viel Du willst, und Du wirst sie doch mit der unbegränzten Ewigkeit nie vergleichen können. Denn zwischen endlichen Dingen findet eine Vergleichung statt, zwischen Unendlichen aber nie. Daher jeder, auch der dauerhafteste Ruhm, in Rücksicht auf die unermeßliche Ewigkeit, nicht nur unbeteudend, sondern nichts ist. Dem ungeachtet ists euch, bei Erfüllung eurer Pflichten, mehr um den Beifall des Publikums, und um diesen schaalen Ruhm zu thun, als um das erhabene Bewußtseyn, recht und tugendhaft gehandelt zu haben. Ihr sucht eure Belohnung im Nachruhm."

„Vernimm, wie einesmals jemand über die Kleinlichkeit dieser Selbstsucht gespottet hat. Ein Mensch, der sich den Namen eines Philosophen mehr aus Ruhmsucht, als, um sich durch diesen Titel strenger an die Ausübung der Tugend zu binden, beigelegt hatte, wurde von einem andern sehr beleidigt. Die Gelassenheit, mit der er die Beleidigung ertrüge, sollte, wie sich der Beleidiger ausdrückte, entscheiden, ob er ein Philosoph sey.

Jener

Jener stellte sich auch wirklich gelassen, und fragte mit triumphirender Miene seinen Beleidiger: — nun siehest Du, daß ich ein Philosoph bin? Ich hätt' es, erwiederte jener bitter, wenn Du geschwiegen hättest?"

„Was kann aber die vorzüglichen Männer, denn von diesen ist die Rede, die in der Tugend Ruhm suchen, nach der Auflösung ihres Körpers der Nachruhm interessiren? Denn ist die Seele nicht unsterblich, welche Behauptung aber wider unsre Vernunft ist, so hört überhaupt aller Ruhm auf, da der Gegenstand desselben nicht mehr existirt. Wenn aber nach Verlassung des irdischen Kerkers, die Seele im Bewußtseyn ihrer Güte und Freiheit, zum Himmel sich aufschwingt, wird ihr dann nicht jede Angelegenheit dieser Erde verächtlich vorkommen? wird sie im Genusse des Himmlischen sich nicht freuen, daß sie vom Irdischen entbunden ist.

Wer nur nach Ruhm allein begierig strebt,
Und für das höchste Gut ihn hält, der blicke
Hin in des Aethers weite Regionen,
Und auf des Erdballs engbegränzten Umfang;
Er wird sich eines großen Namens schämen.

Der selbst in diesen engen Gränzen sich
Nicht überall verbreitet. Euer Mühen,
Ihr Stolzen! ist umsonst, von euerm Nacken
Das Joch der Sterblichkeit zu schütteln. Fama
Mag hin zu fernen Nationen dringen
Und euern Namen weit und breit verkünden,
Prunkvolle Titel mögen eures Haußes
Erhabne Größe schmücken: eures Ruhmes
So groß er seyn mag lacht der Tod, er hüllet
Ohn Unterschied das Haupt des Niedrigen
Und des Erhabenen in seinen Schleier,
Und macht den Königen die Bettler gleich. —
Wo liegen jetzt des redlichen Fabrizius
Gebeine? was ist jetzt der strenge Kato?
Was Brutus? ihre leere Namen trägt
In wenig Worten die armseel'ge Fama
Der Nachwelt zu. Und — ist es uns vergönnt
Die Modernden zu kennen, weil uns ihre
Ehrwürd'ge Namen unbekannt nicht sind? —
Ihr liegt daher ganz unbekannt; auch macht
Euch Fama nicht bekannter. Wähnet ihr,
Daß eures Namens kurze flücht'ge Dauer,
Das Daseyn euch verlängern werde? Wisset,
Daß diesen auch die Zeit vertilgen wird!
Und euch alsdenn ein zweiter Tod erwartet."

„Aber deswegen darfst Du nicht glauben, daß ich eine unversöhnliche Feindin des Glücks bin, und ihm gar keine Gerechtigkeit wiederfahren lasse. Nein, ich gebe zu, daß diese

täuschende Göttin einige Verdienste um die Menschen hat; nemlich dann, wenn sie sich in ihrer wahren Gestalt zeigt, und ihren Charakter an den Tag legt. Noch verstehst Du vielleicht nicht, was ich sagen will. Meine Behauptung ist sonderbar, und ich werde Mühe haben, mich Dir hinlänglich verständlich zu machen.

„Ich glaube nemlich, daß das Unglück den Menschen vortheilhafter ist, als das Glück. Unter der Maske der Glückseeligkeit täuscht dieses unaufhörlich, so freundlich es sich auch stellt; jenes hingegen ist in seiner Unbeständigkeit ohne Trug, denn es zeigt sich wie es ist: dieses hintergeht, jenes belehrt: dieses fesselt die Seele an scheinbare Güter; jenes entfesselt sie, indem es sie mit der Hinfälligkeit des Glücks bekannt macht. Dieses ist daher immer aufgeblasen, schwankend, und mit sich selbst unbekannt; jenes hingegen mäßig, wachsam, und durch die erfahrnen Widerwärtigkeiten klug und vorsichtig. Endlich führt das Glück von dem wahren Gute ab, das Unglück hingegen mehrentheils zu ihm zurück. Und siehst Du es denn als eine Kleinigkeit an,

daß

daß dieses harte und schreckliche Schicksal dir die Gesinnungen deiner treuen Freunde entdeckte? Daß es über die Zuverlässigkeit und Unzuverlässigkeit Deiner Bekannten Aufschluß gab? und daß, da das Glück Dich verließ, Du die Freunde desselben los wurdest, die Deinigen aber behieltest? was würdest Du für diese Entdeckung nicht gegeben haben, da Du noch im Wohlstande warst, und Dir vorstelltest noch glücklich zu seyn? Höre also auf über verlorne Güter zu klagen, da Du der Reichthümer schätzbarstes, Freunde gefunden hast."

„Daß unabweichlich dem Gesetz der Ordnung
„Die Welt in ihren mannigfalt'gen Wechseln
„Sich füget; daß den Kampf der Elemente
„Ein ew'ger Bund bezähmet; daß die Sonne
„Des Tages Rosenlicht am Horizont
„Herauf auf ihrem Strahlenwagen führt;
„Daß die vom Hesper angeführten Mächte
„Der Mond beherrscht; und daß die Meereswogen
„Die angewießnen Gränzen nicht verlassen,
„Und unaufhaltsam über weite Reiche
„Sich gierig stürzen, — dieses wirkt die Liebe.
„Sie ist das Band der Dinge, ihrem Scepter
„Ist Erde, Meer und Himmel unterwürfig.
„Ließ sie die Zügel ihrer Hand entgleiten,

„Dann

„Dann würde alles, was sich wechselseitig
„Jetzt liebet, ein rastloser Kampf entzweien.
„Wetteifern würde alles, zu zerstören
„Den Bau der Welten, was zu dessen schöner
„Bewegung sich jetzt einigt. Nur die Liebe
„Ist es, die die Völker durch den heil'gen
Bund
„Des Friedens an einander knüpft; sie ist es,
„Welche unauflößlich durch das Band der Ehe
„Die Liebenden vereinet, die der Freundschaft,
„Der Treue göttliches Gesetz ertheilet. —
„Glückseeliges Geschlecht der Sterblichen
„Wenn Liebe so in euren Seelen herscht,
„Wie sie hoch in des Himmels weitem Raume
thronet!"

Nun noch zum Beschluß einige schöne Stellen über die irrige Vorstellung, daß in der Welt, besonders in der moralischen, der Zufall regiere. Sie haben zwar manche Seiten, von welchen aus sie mit den Grundsätzen der neuern Philosophie über diesen Gegenstand nicht übereinstimmen; und dieses ist besonders in den Vorstellungen über den Zufall in der physischen Welt der Fall: allein in Rücksicht der moralischen Weltordnung sind ihre Gedanken vollkommen einig mit unsern neusten Philosophemen. In Hinsicht der neuesten Ereignisse über diese letztern wird es angenehm seyn,

das

das ältere kennen zu lernen; besonders da dieses in einer so durchaus populären Sprache in einem so blühenden Gewande vorgetragen worden ist.

Sie sind aus dem fünften Buche genommen: und hier sagt denn die Philosophie, gleich zum Anfange folgendes: —

„Wenn der Zufall durch ein Ereigniß erklärt wird, das durch eine ohngefähre, ohne Absicht, ohne Ursache entstandene Bewegung hervorgebracht wurde: so behaupte ich, daß er ein leeres Wort ist, das einen Gegenstand bezeichnet, der nicht existirt. Denn wie kann bei einem Gott, der alles ordnet, noch ein blindes Ungefähr statt finden? — Daß aus Nichts, Nichts entstehe, ist eine Wahrheit, die von keinem Alten je bezweifelt worden ist: obschon sie diesen Grundsatz nicht von der wirkenden Grundursache, sondern von der Materie, das ist, dem Urstoff alles Daseyns verstanden. Allein es kömmt auf eins hinaus; denn was keine Ursache hat, das ist aus nichts entstanden. Ist dieß aber unmöglich, so findet auch der Zufall, so wie wir ihn oben erklärt haben, nicht statt.“

„Geschieht also nichts von Ungefähr? nichts, was man mit Recht Zufall nennen könnte?

te? oder giebt es etwas, dem diese Benennung zukömmt, das aber dem großen Haufen unbekannt ist?"

"Mein Aristoteles hat diese Frage in seiner Physik kurz und der Wahrheit gemäß beantwortet. Und wie?"

"Er sagt: wenn, bei absichtlichen Handlungen, aus gewissen Ursachen etwas anderes erfolgt, als man beabsichtiget hatte: so heißt dieß Zufall. Z. B. wenn jemand ein Stück Land umgräbt, um es urbar zu machen, und einen vergrabenen Schatz findet: so wird dieses Ereigniß für zufällig gehalten. Demohngeachtet aber ist es nicht die Wirkung eines Nichts, denn es hat seine eignen Ursachen, deren unvorhergesehenes und unerwartetes Zusammentreffen den Zufall bewirkte. Denn wenn der Landmann nicht die Erde durchgraben, der Eigenthümer sein Geld hier nicht verscharret hätte: so würde der Schatz hier nicht gefunden worden seyn. Dieser für den Finder zufällige Vortheil hat also seinen Grund nicht in der Absicht der handelnden Personen; sondern im Zusammentreffen der Ursachen. Denn weder der, der den Schatz vergrub, noch der, welcher das Feld bearbeitete, hatten die Absicht, daß das Geld

gefun-

gefunden werden sollte: sondern es wurde, wie ich schon gesagt habe, gefunden, weil zwei Ursachen zusammentrafen; nemlich, daß der eine da grub, wo der andere verscharret hatte. Man muß also den Zufall so erklären: Er ist ein bei einer absichtlichen Handlung aus zusammentreffenden Ursachen unvermuthet entstehendes Ereigniß. Dieses Zusammentreffen der Ursachen aber ist die Wirkung jener nothwendigen unveränderlichen Ordnung, die ihren Ursprung in der Vorsehung hat, und jedem Dinge seine Zeit und seinen Ort anweißt."

„Es winden sich vom felsigten Gebirge
„Armeniens, wo fliehend noch der Parther
„Kämpft, und mit seinem Pfeil die Brust des Siegers,
„Der ihn verfolgt, durchbohrt, aus einer Quelle
„Der Tigris und der Euphrat; doch entfliehen
„Sie, zwei verschiedne Ströme, bald dem Ufer,
„Das sie vereinte: aber wenn sie einstens
„Sich wiederfinden, und sie ihre Fluthen
„Zu einem Lauf vereinen, dann fließt alles,
„Was beiderseit'ge Wogen mit sich führen,
„In eins zusammen: Schiffe trennen sich; es drängen
„Sich Bäume an einander, die vom Strome
„Dahin gerissen wurden, und der Zufall
„Verkettet denn oft wunderbar die Dinge.

„Allein

„Allein ist dieses Zufalls Grund, die Rundung
„Der Erde nicht? Ist nicht der Fall des Wassers
„Das bindende Gesetz, dem sich der Lauf
„Der Ströme unterwirft? ja auch der Zufall,
„So zügellos er scheint, ist an die Ordnung
„Gefesselt, und Gesetzen unterworfen."

„Ich begreife dieses, sagte ich, und bin völlig Deiner Meinung. Findet denn aber bei diesem unauflößlichen Zusammenhange der Ursachen noch Freiheit des Willens statt, oder leitet auch das Schicksal die Bewegungen der menschlichen Seele an der Kette der Nothwendigkeit?"

„Ja, es giebt eine Willensfreiheit, und nie war ein vernünftiges Wesen ohne dieselbe. Denn was von der Vernunft einen der Natur gemäßen Gebrauch machen kann, das hat Beurtheilungskraft, und mithin das Vermögen zu unterscheiden, wodurch es in den Stand gesetzt wird, zu begehren und zu verabscheuen, und daher nach dem zu streben, was ihm wünschenswürdig scheint, und das zu fliehen, was es fliehen zu müssen glaubt. Ein mit Vernunft begabtes Wesen hat daher die Freiheit zu wollen, und nicht zu wollen. Doch scheint sie mir dem Grade

nach verschieden zu seyn: Denn höhere und göttliche Wesen haben eine scharfe Beurtheilungskraft, mithin einen unverdorbenen Willen, verbunden mit der Macht, ihre Wünsche in Erfüllung zu setzen. Die Seelen der Menschen müssen zwar freier seyn, wenn sie sich in der Anschauung und Betrachtung des göttlichen Verstandes erhalten, weniger frei hingegen, wenn sie in Körper übergehen, und noch weniger, wenn eine irdische Hülle sie deckt. Die äußerste Sklaverei ist es aber, wenn sie sich dem Laster ergeben, und den Gebrauch ihrer Vernunft verlieren. Denn so bald sie den Blick von dem Licht der höchsten Wahrheit auf die unter ihr herrschende Finsterniß senken, umhüllt sie der Nebel der Unwissenheit, schädliche Leidenschaften stören ihre Ruhe, und befördern, wenn sie sich ihnen überlassen, ihre Sklaverei, die sie sich gewissermaßen durch ihre eigne Freiheit zuziehen. Doch auch dieses sieht der von Ewigkeit her alles überschauende Blick der Vorsehung, und ordnet alles so, wie es nach den Verdiensten eines jeden vorher bestimmt war. Denn sie sieht und hört alles."

„Süßtönend strömet von Homerus Lippen
„Der Lobgesang des reinen Sonnenglanzes;
„Und

„Und doch vermag sie nicht ins Eingeweide
„Der Erde, und des Meeres finstern Abgrund
„Mit ihrer Strahlen schwachen Licht zu dringen.
„Nicht so der Schöpfer dieses großen Weltalls:
„Aus seiner Höhe übersieht er alles,
„Sein Blick dringt durch der Erde finstre Masse,
„Und durch der schwarzen Nächte dicht'sten Schleier;
„Ein einz'ger Blick des Geistes, und es stehet
„Vor ihm, was ist, was war, was kommen wird.
„Er nur allein durchschauet alles; ihm nur
„Gebührt daher der wahren Sonne Name."

„Sieh da, rief ich, ein Zweifel, wichtiger als die vorhergehenden, der mich aufs neue beunruhigt."

„Und dieser ist? Doch ich errathe ihn schon. — Die Vorherwissenheit Gottes scheint mir mit der Freiheit des Willens zu sehr im Widerspruche zu stehen. Denn wenn Gott alles vorhersieht, und auf keine Weise irren kann: so muß das nothwendig erfolgen, was seine Vorsehung als zukünftig vorhergesehen hat. Wenn er daher nicht allein die Handlungen der Menschen; sondern auch ihre Entschließungen und ihren Willen von Ewigkeit vorausweiß: so kann keine Willensfreiheit statt finden, folglich auch keine andere Hand-

lung und kein anderer Wille, als der, den die göttliche Vorsehung vorausgesehen hat. Denn wenn die Dinge sich anders zutragen können, als sie vorausgesehen wurden: so ist die Vorherwissenheit Gottes in Rücksicht auf die Zukunft nicht gewiß und untrüglich, sondern vielmehr eine trügliche Muthmaßung. Und diese Gott zuzuschreiben, ist, meinem Bedünken nach, unerlaubt. Ich kann denen nicht beipflichten, die den Knoten dieser Untersuchung aufzulösen glauben, wenn sie sagen, daß etwas erfolge; nicht, weil es von der Vorsehung als zukünftig vorausgesehen wurde; sondern weil die Zukunft der göttlichen Vorsehung nicht könne verborgen seyn. Die Nothwendigkeit trete daher auf die Seite der Vorsehung; denn es sey nicht nothwendig, daß sich das zutrage, was vorhergesehen wurde; aber nothwendig sey es, daß die Zukunft vorhergesehen werde. Als ob hier die Frage wäre: ob die Voraussehung die Ursache der Nothwendigkeit der Zukunft, oder die Nothwendigkeit der Zukuuft die Ursache der Voraussehung sey? Uns liegt nur ob, zu beweisen, daß, wie auch die Ursachen geordnet seyn mögen, der Erfolg der Dinge, die vorhergesehen wur-

den,

den, durchaus nothwendig ist, auch dann, wenn die Vorhersehung die Nothwendigkeit des Erfolgs zukünftiger Dinge nicht verursachen sollte. Ein Beispiel mag dieses erläutern. Wenn ein Mensch sitzt, so muß die Vorstellung, welche vermuthen läßt, daß er sitzt, wahr seyn; und umgekehrt: wenn die Vorstellung, daß der Mensch sitzt, deswegen wahr ist, weil er sitzt, so muß er nothwendig sitzen. In beiden Fällen ist Nothwendigkeit; hier die Nothwendigkeit des Sitzens, dort die Nothwendigkeit der Wahrheit. Aber der Mensch sitzt nicht deswegen, weil die Vorstellung, daß er sitzt, wahr ist; sondern diese vielmehr ist wahr, weil er sitzt. Beides ist also nothwendig, wenn auch schon die Ursache, daß die Vorstellung wahr ist, im Sitzen des Menschen liegt. Ebenso muß man über die Vorsehung und den Erfolg künftiger Dinge denken. Denn gesetzt auch, daß diese von der Vorsehung nur deswegen vorhergesehen wurden, weil sie zukünftig sind; dieses Vorhersehen aber darum noch nicht die Ursache ihres Erfolgs ist; so müssen sie demohngeachtet von Gott entweder als zukünftige Dinge vorhergesehen werden; oder sie müssen als vorhergesehene Dinge erfol-

folgen; und dieses ist zur Vernichtung der Willensfreiheit schon hinreichend. Aber auch wie voreilig ist es nicht, den Erfolg temporeller Dinge zur Ursache der ewigen Voraussehung zu machen? Denn zu glauben, daß Gott zukünftige Dinge nur deswegen vorhersehe, weil sie erfolgen, ist von dem Wahne, daß die Vergangenheit die Ursache jener höchsten Vorsehung sey, in nichts verschieden."

„Hiezu kömmt noch, daß die Dinge, von denen ich weiß, daß sie erfolgen, eben so nothwendig erfolgen müssen, als dasjenige nothwendig existiren muß, von dem ich weiß, daß es existirt. Daher ist der Erfolg einer vorher gewußten Sache unvermeidlich."

„Wenn man sich endlich eine Sache anders vorstellt, als sie wirklich ist, so ist dieses kein Wissen, sondern ein falscher Wahn, der von dem wahren Wissen himmelweit verschieden ist. Wenn daher der Erfolg eines zukünftigen Dinges nicht gewiß und nothwendig ist, wie kann man da voraussehen, daß er erfolgen wird? Denn so wenig in eine genaue und richtige Kenntniß Irrthum und Unwahrheit verwebt ist, eben so wenig kann das, was in ihrem Gebiete liegt, anders seyn, als man

es

es sich mittelst derselben vorgestellt hat. Die Ursache aber, warum bei einer genauen Kenntniß kein Irrthum statt findet, ist, weil jede Sache so beschaffen seyn muß, wie man sie, mittelst der richtigen Kenntniß von ihr, eingesehen hat. Wie sieht also Gott ungewisse Ereignisse als zukünftig voraus? — Hält er den Erfolg einer Sache für unvermeidlich, deren Nichterfolg auch möglich ist, so irrt er; und dieses zu denken ist schon unrecht, geschweige denn, es zu behaupten: oder sieht er die zukünftigen Begebenheiten nur so voraus, wie sie erfolgen, d. i. als zufällige Dinge, die sich eben so gut ereignen als nicht ereignen können? Welchen Begriff sollen wir uns dann von seinem Vorauswissen machen, dessen Gegenstand nichts zuverläßiges, nichts bestimmtes ist? Wie ist es von jener lächerlichen Prophezeihung des Tiresias zu unterscheiden: „was ich sagen werde, wird erfolgen, oder nicht." Was würde die göttliche Vorsehung vor der Muthmaßung der Menschen voraus haben, wenn sie, gleich diesen, mit Ungewißheit über Dinge urtheilte, deren Erfolg ungewiß ist? Allein, da bei einem wahren und untrüglichen Urheber aller Dinge keine Ungewißheit statt finden kann: so muß der Erfolg

dessen, was er mit Gewißheit voraus sah, unvermeidlich seyn. Woraus denn aber folgt, daß die Entschließungen und Handlungen der Menschen nicht frei sind, weil ihnen die untrügliche Voraussehung des göttlichen Verstandes einen gewissen unvermeindlichen Erfolg vorschreibt. Ist dieses aber einmal angenommen, o dann wehe den menschlichen Angelegenheiten! — Umsonst werden den guten Menschen Belohnungen, umsonst den Bösen Strafen verheißen; sie können sie nicht verdienen, denn ihr Wille ist nicht frei und selbstthätig. Die Tugendhaften zu belohnen, die Lasterhaften zu bestrafen, wird jetzt für billig gehalten. Dieß wird dann nicht mehr so seyn; vielmehr man wird dieses für die größte aller möglichen Ungerechtigkeiten halten. Denn sie sind weder das eine noch das andere aus freiem Willen; sondern die eiserne Nothwendigkeit der Zukunft macht sie zu dem, was sie sind. Tugend und Laster werden Undinge seyn; es wird kein Unterschied zwischen den Verdiensten statt finden; überall wird die äußerste Verwirrung und Regellosigkeit herrschen. Aber, läßt sich wohl eine größere Lästerung denken? Denn wenn man die Vorsehung für die Ursache der Ordnung aller

Din=

Dinge hält, und der Willkühr der Menschen nichts vorbehält: so müssen alle unsre Laster auf den Urheber des Guten zurückfallen. Es ist kein Grund, weder zur Hoffnung noch zum Gebet vorhanden. Denn was soll man hoffen und bitten, wenn alles Wünschenswerthe an eine unvermeidliche Ordnung gebunden ist? Das einzige Band also, das Gott und die Menschheit verbindet, Hoffnung und Zuversicht im Gebet wird zerrissen. Denn die unschätzbare göttliche Gnade verdienen wir nur durchs Gebet, durch die uns geziemende Demüthigung vor dem höchsten Wesen, die das einzige Mittel ist, wodurch sich die Menschen mit Gott unterhalten, und mit jenem unzugänglichen Lichte, auch eher noch, als sie zu ihm gelangen, sich verbinden können? Das menschliche Geschlecht müßte nothwendig, wie du ohnlängst bemerktest, bei einer solchen Trennung vom Urquell seines Daseyns, versiechen.

„Was löset zwietrachtsvoll den Bund der Dinge?
„Wer ist der Gott, der Wahrheit gegen Wahrheit
„Zum Kampfe reizt, daß einzeln sie gedacht,
„Fest, unumstößlich stehn, und der Vereinigung

„Doch widerstreben? — Nein, sie fliehn die Zwietracht,
„Und unzertrennbar sind sie in einander
„Verschlungen. Nur der Geist kann in der Hülle
„Des düstern Körpers, der des Lichtes Flamme
„Erstickt, die feinen Fäden der Verkettung
„Der Dinge nicht bemerken. Zu was aber
„Das brennende Verlangen, das verborgne Zeichen
„Von jeder Wahrheit zu entdecken? Kennet er
„Den Gegenstand, wonach er ängstlich forscht?
„Allein wer müht um schon bekannter Dinge
„Erkenntniß sich? Kennt er ihn nicht, was strebet
„Er blindlings hin nach dem, wovon er nicht
„Begriffe hat? Wer mag mit seinem Geiste
„Dem nach sich drängen, was nicht seines Wissens
„Gebiet umfaßt? Wo mag ers suchen? finden?
„Und wer vermag in seines Geistes Blindheit
„Aus der gefundnen Form etwas zu machen? —
„Einst, als den Geist, des göttlichen Verstandes
„Anschauung noch beseeligte, erkannte er
„Das All, und in dem All das Einzelne, nun aber
„Ihn die finstre Hülle der Organe deckt,
„Kennt er das Allgemeine nur — denn gänzlich
„Sich seiner zu bemächtigen vermochte
„Nicht die Vergessenheit, des Einzelnen
„Ging er verlustig. Wer daher um Wahrheit
„Sich

„Sich müht, dem wird nie völlige Gewißheit:
„Nicht alles ist ihm unbekannt, und alles
„Umfasset nicht sein Wissen: eingedenk
„Was einstens er jenseits der Sterne schaute,
„Ruft ins Gedächtniß er das Allgemeine,
„Was ihm verblieb, zurück, zieht es zu Rathe,
„Um die entfallnen Theile anzuknüpfen
„An das, was die Erinn'rung ihm erhielt."

„Hierauf erwiederte die Philosophie: dieses ist ein alter Einwurf wider die Vorsehung, den schon Cicero in seinem Werke von der Divination urgirt hat, und über den selbst von dir schon lange und vielfältig nachgedacht worden ist. Allein keiner von Euch hat ihn bestimmt und befriedigend beantwortet. Die Ursache aber, warum noch so viel Dunkelheit in dieser Sache herrscht, liegt darinn, daß die menschliche Vernunft zu schwach ist, sich eine richtige Vorstellung von der Einfachheit der göttlichen Vorherwissenheit zu machen. Könnte diese begriffen werden: so würden alle Zweifel verschwinden. Ich werde die Sache aus einander zu setzen, und dir darüber einen Aufschluß zu geben versuchen. Erst werde ich aber deine Bedenklichkeiten aus dem Wege räumen. Ich muß dich nemlich fragen: warum du jene Auflösung dieses Problems nicht für hin=

hinreichend hältst, daß nemlich die Vorherwissenheit die Willensfreiheit nicht aufhebe, weil sie nicht die Ursache der Nothwendigkeit der zukünftigen Dinge sey. Gründest du denn deinen Beweis für die Nothwendigkeit der Zukunft auf etwas anders, als auf den Satz: daß die Dinge, die vorausgesehen werden, erfolgen müssen? Wenn aber nach deinem Geständnisse das Vorauswissen keine Nothwendigkeit der Zukunft auflegt, was ist es denn, was die willkührlichen Ereignisse der Dinge nothwendig macht? — Dann laß uns der daraus zu ziehenden Folgen halber annehmen, daß keine Vorherwissenheit ist, werden dann noch in dieser Rücksicht die Handlungen des freien Willens der Nothwendigkeit unterworfen seyn? — Keinesweges! Laß uns aber eine Vorherwissenheit wieder annehmen, die aber den Dingen keine Nothwendigkeit auferlegt, so wird, wie ich glaube, *eben* dieselbe vollkommne und absolute Willensfreiheit bleiben. Du wirst aber vielleicht sagen, wenn die Vorherwissenheit auch nicht die Ursache des nothwendigen Erfolgs der Zukunft ist: so ist sie doch das Merkmal desselben. Dann müßte aber auch jedes zukünftige Ereigniß, wenn auch keine Vorherwissenheit statt fände,

noth-

nothwendig seyn. Denn jedes Merkmal bezeichnet nur die Beschaffenheit der Sache, ist aber nicht die Ursache dessen, was es bezeichnet. Es muß daher die Nothwendigkeit aller Erscheinung erst bewiesen werden, ehe wir die Voraussehung als ein Merkmal dieser Nothwendigkeit annehmen können. Denn fällt diese hinweg: so kann jene nicht das Merkmal einer Sache seyn, die nicht existirt. Auch darf, wie bekannt, ein gründlicher und unumstößlicher Beweis nicht aus Merkmalen oder a posteriori geführt werden; sondern aus nothwendigen zusammenhängenden, und aus der Sache selbst hergenommenen Gründen."

„Aber wie ist es möglich, daß das, was vorhergesehen wird, nicht erfolgen soll? Als wenn ich den Erfolg der Dinge, die die Vorsehung voraussieht, bezweifelte? Meine Meinung ist nur, daß, so gewiß auch ihr Erfolg ist, sie dennoch nicht nothwendig erfolgen. Beispiele können dieses am besten erläutern. Viele Dinge geschehen unter unsern Augen. So sehen wir, wie der Fuhrmann bei dem Lenken und Regieren seiner Pferde verfährt, und dergleichen Dinge mehr. Entspringt denn aber hieraus die Nothwendigkeit, daß diese Dinge so und nicht anders geschehen müssen?

sen? gewiß nicht. Denn wo blieben denn die Wirkungen der Kunst, wenn alles dem Zwange unterworfen wäre, und durch ihn in Bewegung gesetzt würde? Wenn also die gegenwärtigen Ereignisse nicht nothwendig sind: so können sie dieses als zukünftige auch nicht seyn. Es giebt daher verschiedene zukünftige Dinge, deren Erfolg von aller Nothwendigkeit unabhängig ist. Denn niemand wird sich wohl einfallen lassen, zu behaupten, daß die gegenwärtige Ereignisse nicht zukünftig gewesen sind. Ihr Erfolg war also willkührlich, obschon sie vorausgesehen wurden. Denn so wenig den gegenwärtigen Dingen eine Nothwendigkeit auferlegt wird, weil wir sie mit ansehn, eben so wenig macht die Voraussehung die zukünftigen Dinge nothwendig."

Du wendest mir aber ein, daß dieses ja eben bezweifelt würde, ob nemlich ein Vorauswissen derjenigen Dinge statt findet, deren Erfolg nicht nothwendig ist. Denn es scheine ein offenbarer Widerspruch zu seyn. Deswegen ist, sagst du, die Nothwendigkeit eine Folge der Vorherwissenheit, und diese fällt weg, wenn jene nicht statt findet; weil man Dinge, die gewiß sind, vorherwissen kann.

Denn

Denn Dinge als gewiß voraussehen, deren Erfolg ungewiß ist, gehört in das dunkle Gebiet der Muthmaßungen, und ist nicht zuverlässiges Wissen. Denn eine Sache sich anders vorstellen, als sie wirklich beschaffen ist, ist vom wahren Wissen sehr unterschieden."

„Die Ursache dieser irrigen Meynung ist, daß man die Dinge, die unsrer Erkenntniß unterworfen sind, nach ihrer wahren Beschaffenheit und Natur zu erkennen glaubt; welches aber ganz falsch ist. Denn der Grund aller unsrer Erkenntniß liegt nicht sowohl in der wahren Beschaffenheit der Dinge, die wir erkennen, als vielmehr in unserm Vorstellungsvermögen. Ein Beispiel mag dieses erläutern. Die Erkenntniß, die wir von einem runden Körper mittelst der Augen bekommen, ist sehr verschieden von der, die das Gefühl uns verschafft. Jene übersehen aus der Ferne den ganzen Körper auf einmal, indem sie ihre Strahlen auf ihn fallen lassen; dieses hingegen, das sich an den Körper anschmiegt, bewegt sich um denselben herum, und erkennt aus der Verbindung der Theile desselben dessen Rundung. Eben so

ver-

verschieden sind die Vorstellungen des Menschen von einander. Denn anders ist die Vorstellung, die ihren Grund in den Sinnen, anders die, welche ihn in der Einbildungskraft, anders die, welche ihn in dem Verstande hat. Der Gegenstand der Sinne ist die Figur in Verbindung mit der Materie; der Gegenstand der Einbildungskraft hingegen, die Figur ohne Materie. Die Vernunft bleibt dabei nicht stehen, sie abstrahirt die den Individuen eigenthümliche Formen, und bringt sie unter allgemeine Begriffe. Aber auch hierbei verweilt das Auge des Verstandes nicht; nicht zufrieden, den Umfang des Allgemeinen übersehn zu haben, dringt es scharfen und ungetrübten Blicks selbst in die einfache wesentliche Form der Dinge ein, und unterscheidet in ihnen Schein und Wahrheit. Dabei ist wohl zu bemerken, daß in dem höhern Vorstellungsvermögen das niedere mit begriffen ist, das niedere hingegen sich nie zu dem höhern erhebt. Denn die Sinne vermögen nichts ohne einen sinnlichen, d. h. materiellen Gegenstand vor sich zu haben; die Einbildungskraft kann keine allgemeinen Begriffe bilden, und die Vernunft die Dinge an sich nicht erkennen. Der Verstand hingegen, der gleich-

sam

sam aus der Höhe herabblickt, erkennet nicht nur die Dinge an sich, sondern auch ihre Erscheinungen, doch letztere eben so, wie er die Dinge an sich selbst erkennt, die nur ein Gegenstand seiner Erkenntniß sind. Denn in dem Gebiete seiner Erkenntniß liegen die allgemeinen Begriffe der Vernunft, die Bilder der Einbildungskraft, und die den Sinnen unterworfene Materie; ohne daß die Operationen der Vernunft, der Einbildungskraft und der Sinne etwas zu dieser Erkenntniß beytragen. Denn sie ist die Wirkung eines einzigen alles umfassenden Geistesblicks, und, so zu sagen, formal, d. h. verbunden mit der Anschauung der Dinge einfacher Formen."

„Auch die Vernunft, wenn sie das Allgemeine denket, umfaßt sowohl die Vorstellungen der Einbildungskraft und der Sinne, ohne sich dabey der Einbildungskraft und der Sinne zu bedienen. Sie wird z. B. den allgemeinen Begriff Mensch, so ausdrücken: der Mensch ist ein vernünftiges, zweibeiniges Thier. Obschon dieses ein allgemeiner Begriff ist, so ist es doch, wie jedermann weiß, ein der Einbildungskraft und den Sinnen unterworfner Gegenstand, den sich die Vernunft auf eine ihrem Vorstellungsvermögen angemeßne

Weise

Weise denkt, und dabei von aller Einbildung und sinnlicher Anschauung abstrahirt. Eben so verhält sichs mit der Einbildungskraft. Sie bekommt zwar ihre bildlichen Vorstellungen durch die Sinne, hernach aber, wenn die Sinne ruhen, beleuchtet sie selbst mittelst ihrer eignen Kraft die sinnlichen Gegenstände, ohne dabei der Sinnen zu bedürfen."

„Du siehst also, daß alle unsre Erkenntnisse mehr auf unserm Vorstellungsvermögen, als auf der Beschaffenheit der Gegenstände beruhen, und zwar mit Recht. Denn jede Beurtheilung ist eine Handlung des Beurtheilenden; und es ist nothwendig, daß die Handlungen eines jeden auf eignen, und nicht auf fremden Kräften beruhen." *)

„Zu dunkel ist der Wahn der alten Weisen,
„Die einst die Stoa zeugte, daß die Bilder
„Der äußern Gegenstände durch die Sinne
„Sich

*) Ein äußerst glücklicher Gedanke, der ganz im kritischen Geiste der neusten Schule der Philosophie gefaßt ist!

„Sich in die Seele prägen, wie man einstens
„Auf leere unbeschriebne Tafeln Worte
„Mit schnellem Griffel grub. Denn, wenn die Seele
„Durch eigne Kraft nichts wirkt, bei der Erscheinung
„Der Körperwelt nur leidend sich verhält;
„Wenn sie gleich Spiegeln nur die leeren Bilder
„Zurücke giebt: woher denn jene Kraft,
„Die alles überschauet, die das Einzelne
„Betrachtet, die bald das, was sie erkannte,
„Zergliedert, bald sich aus den Theilen wieder
„Ein Ganzes bildet, die sich jetzt im Anschauen
„Des Himmlischen verliehret, jetzt zur Masse
„Der Erde nieder sich gesenket, und in sich hierauf
„Zurücke wieder kehret, und das Wahre sichtet
„Vom Falschen? Nein die Seele wirket selbst.
„Sie ist zu stark, als daß der Formen Eindruck,
„Wie die Materie sie dulden sollte.
„Doch muß zuvor auf den belebten Körper
„Gewirket werden, um die Geisteskräfte
„Zu wecken, und in Thätigkeit zu setzen.
„Wenn in dem Ohr der Schall ertönt, das Auge
„Der Lichtstrahl trift, dann rufet aufgeregt
„Die Geisteskraft hervor aus ihrem Innern

„Die

„Die der Bewegung ähnliche Ideen,
„Vergleicht sie mit der Form der äußern Dinge,
„Und einigt so mit den empfundnen Bildern
„Der Seele angeborne Vorstellung.

„Wenn schon die Seele bei Empfindung der Körperwelt sich nicht bloß leidend verhält; obgleich die äußern Gegenstände auf die Organe der Sinne wirken, und Eindrücke auf den Körper den Handlungen der Seele vorhergehn, die sie zu Gegenwirkungen auffodern, und die in ihr schlummernden Ideen rege machen; wenn sage ich, schon die Seele sich nicht bloß leidend verhält; sondern mittelst eigner Kraft die Eindrücke auf den Körper beurtheilt; um wie viel weniger wird ein Wesen, das von gar keinen körperlichen Eindrücken abhängt, sich im Beurtheilen von der Erscheinung der Dinge außer ihm, und nicht vielmehr von den Operationen seines Verstandes leiten lassen? So verschieden daher die Substanzen sind, so verschieden und vielfach ist auch die Erkenntniß. So haben die Thiere, die sich nicht bewegen, z. B. die Muscheln, und andere dergleichen Thierarten, die an den Klippen hängen, und daselbst ihre Nahrung finden, weiter nichts als Gefühl, ohne die mindeste andere Erkenntniß; da hingegen diejenigen, die

sich

sich von einem Orte zum andern bewegen können, Einbildungskraft und gewissermaßen auch ein Begehrungs- und Verabscheuungsvermögen erhielten, indessen die Vernunft das Eigenthum des menschlichen Geschlechtes, und der Verstand das Eigenthum der göttlichen Natur ist. Diejenige Erkenntniß hat daher vor der andern den Vorzug, die, vermöge ihrer Natur, nicht allein auf ihren eigenthümlichen Gegenstand eingeschränkt ist, sondern auch die Gegenstände aller übrigen Erkenntniß umfaßt. Was würdest du denken, wenn die Sinne und die Einbildungskraft der Vernunft widersprechen, und behaupten wollten, daß die allgemeinen Begriffe, die die Vernunft zu abstrahiren glaube, Undinge wären, weil das, was in dem Gebiete der Sinne und der Einbildungskraft liege, nichts Allgemeines sey? und es müßte entweder, wann das Urtheil der Vernunft wahr sey, gar nichts Sinnliches existiren, oder, weil doch die Erfahrung lehre, daß vieles den Sinnen und der Einbildungskraft unterworfen ist, die Erkenntniß der Vernunft, die das Sinnliche und Einzelne als etwas Allgemeines betrachtet, bloß Täuschung seyn? Könnte ihnen die Vernunft nicht darauf antworten, daß sie allerdings in den Gegenständen der Sinne und

der

der Einbildungskraft das Allgemeine erkenne: weil aber dieser ihre Erkenntniß sich nicht weiter als auf Figuren erstrecke; so könnten sie sich freilich keinen Begriff vom Allgemeinen machen; indessen müßte man immer, wenn es auf die Erkenntniß der Dinge ankäme, der gründlichern und richtigern Beurtheilung beipflichten. Wenn wir diesen Streit entscheiden sollten, würden wir nicht für die Vernunft entscheiden, da uns alle drei Vorstellungsarten, sowohl die der Sinne und der Einbildungskraft, als auch die der Vernunft eigen sind?"

„Gleiche Bewandniß hat es mit der menschlichen Vernunft, wenn sie die Erkenntniß des göttlichen Verstandes in Beziehung auf zukünftige Dinge, nach den Vorstellungen, die sie davon hat, beurtheilt. Nichts kann, sagt deine Vernunft, vorausgesehen werden, was nicht einen gewissen nothwendigen Erfolg hat. Vorherwissenheit findet also entweder gar nicht, oder nur in so ferne Statt, als die Dinge, die sie vorhersieht, nothwendig erfolgen. Ich würde darauf antworten, daß, wenn wir des göttlichen Verstandes nicht minder theilhaftig seyn könnten, als der Vernunft, wir diese, der Billigkeit gemäß, eben so zur

Unter-

Unterwerfung unter jenen verurtheilen würden, als wir für nöthig erachtet haben, daß sich die Sinne und die Einbildungskraft der Vernunft unterwerfen."

„Laß also, wenn es möglich ist, uns zur Höhe des göttlichen Verstandes empor schwingen. In ihm wird die Vernunft entdecken, was sie durch sich selbst nicht begreifen kann; daß nemlich Dinge einen ungewissen Ausgang haben, und dennoch gewiß und bestimmt vorausgesehen werden können; und daß diese Vorherwissenheit nicht Muthmaaßung, sondern einfaches, höchstes, unbegrenztes Wissen sey."

„Welch ein Gemisch unzähliger Gestalten
„Der Thiere, die die Erde nährt! Hier kriechet
„Mit langgestrecktem Leib' die Schlang' im Staube,
„Und läßt die Spur der angestrengten Kräfte
„Der Brust zurück in weitgedehnten Furchen;
„Dort trägt der Flügel Leichtigkeit den Vogel
„Bald hie bald dorthin, wenn die weiten Räume
„Des Aethers er durchschwebet, und die Winde
„Mit seinen Flügeln schlägt; indessen andere
„Des Trittes Spur der Erde einverleiben,
„Und bald durch Blumenreiche Fluren streichen,
„Bald in des Waldes Schatten sich verbergen:
„Doch mögen alle sie noch so verschieden

„In ihren Formen seyn, ihr Haupt bleibt immer
„Zur Erde hin gebeugt, weil ihre Sinne
„Der Stumpfheit Bürde drücket. Nur dem Menschen
„Gab die Natur, sein Haupt empor zu tragen,
„Und auf die Erde hin in ungezwungner Stellung
„Gerades Blicks zu sehen: Diese Bildung
„Kann dich, bist du nicht des Erdentandes Sklav
„Und Thor genug, erinnern, deinen Geist
„Nicht minder auf zum Himmel zu erheben,
„Als du mit deinem Blick zur Höhe strebest
„Und deine Stirne aufwärts trägest, daß, von Fesseln
„Belastet, er nicht an der Erde krieche,
„Indeß der Leib sich aus dem Staube hebt."

„**Weil nun, wie gezeigt worden ist, alle Erkenntniß nicht in der wahren Beschaffenheit der Dinge, sondern in eines jeden Vorstellungsvermögen gegründet ist:** so laß uns, so gut, als es sich thun läßt, die göttliche Substanz untersuchen, um einen richtigen Begriff von ihrer Erkenntniß zu erlangen."

„Es ist das einstimmige Urtheil aller Vernünftigen, daß Gott ewig ist. Wissen wir aber, was es heißt, ewig seyn: so wissen wir auch

auch, was das Wesen der Gottheit und ihre Erkenntniß ist. Wir müssen daher auch den Begriff von Ewigkeit näher beleuchten. Ewigkeit ist der totale und vollkommne Besitz eines unbegränzten Daseyns. Diese Erklärung wird deutlicher werden, wenn wir sie mit der Dauer der Dinge in der Zeit vergleichen. Alles, was in der Zeit lebt, geht von der Vergangenheit zur Gegenwart und von dieser zur Zukunft über. Nichts von dem, was in dem Gebiete der Zeit liegt, umfaßt den ganzen Umfang seiner Existenz auf einmal. Der gestrige Tag ist für ihn verlohren, und den morgenden hat es noch nicht erreicht. Ja selbst von dem heutigen Tage gehört euch nichts mehr, als der kurze schnell vorübereilende Augenblick, in welchem ihr euer Daseyn empfindet. Nicht ewig ist also alles, was der Zeit unterworfen ist; sollte es auch weder zu seyn angefangen haben, wie Aristoteles von der Welt behauptet, noch zu seyn aufhören, und folglich mit der Zeit beständig fortdauern. Denn es umfaßt den ganzen Umfang seines, obschon immer fortdauernden Daseyns nicht auf einmal, sondern seiner wartet noch die Zukunft, die es noch nicht erreicht hat. Ewig ist also nur das, was die Fülle einer unbegrenzten Existenz zugleich und

auf einmal umfaßt und besitzt; dem nichts vergangen, nichts zukünftig ist; das, seines ganzen Daseyns mächtig, sich immer gegenwärtig bleibt, und dem die unendliche Sukzession der Zeit bleibende Gegenwart ist. Daher diejenigen irren, die, aus der Behauptung des Plato, daß die Welt nie einen temporellen Anfang genommen, und auch kein Ende haben werde, den Schluß machen, daß die erschaffne Welt gleich ewig mit Gott, ihrem Urheber, seyn müßte. Denn etwas ganz anders ist es, ein immer fortdauerndes aber sukzessives Daseyn haben, welches Plato der Welt beylegt, und etwas ganz anders, den ganzen Umfang einer unbegränzten Existenz auf einmal und als gegenwärtig umfassen, welches bloß dem göttlichen Verstande eigen seyn kann. Daher ist es auch nicht nöthig, daß uns Gott eher als die Schöpfung in Rücksicht auf die Masse der Zeit, wohl aber in Rücksicht auf die Eigenthümlichkeit seiner einfachen Natur erscheint. Denn die unendliche Sukzession der Dinge in der Zeit, ist gleichsam eine Nachahmung der Gegenwärtigkeit des ganzen unveränderlichen Daseyns. Weil es aber unmöglich ist, daß sie einen dergleichen bleibenden gegenwärtigen Zustand nachbilden, oder sich in demselben versetzen, mithin nicht

unver-

unveränderlich seyn kann: so verfällt sie in die sukzessive Bewegung, woraus statt einer einfachen bleibenden Gegenwärtigkeit die ungeheure Masse des Vergangenen und Zukünftigen entspringt. Ob sie nun schon den ganzen Umfang ihres Daseyns zugleich und auf einmal nicht umfassen kann: so scheint sie doch dadurch, daß sie in gewisser Rücksicht zu seyn nicht aufhört, jener bleibenden Gegenwärtigkeit, die mit ihrer Natur ganz unvereinbar ist, und eben deswegen von ihr weder nachgebildet noch erreicht werden kann, nachzueifern, indem sie sich mit der Gegenwart jedes schnell vorüber eilenden Augenblicks vereinigt, so, daß diese augenblickliche Gegenwärtigkeit, die einige Aehnlichkeit mit jener bleibenden hat, den Dingen, denen sie zu Theil wird, den Schein der Existenz giebt. Weil es dieser aber unmöglich ist, zu bleiben: so rückt sie mit der Zeit ins Unendliche fort, wodurch sie sukzessive Fortdauer einem Daseyn verschafft, dessen ganzen Umfang sie wegen Mangel an Unveränderlichkeit zu umfassen nicht vermögend ist. Wenn wir also mit Plato der Sache den rechten Namen geben wollen: so müssen wir sagen, daß Gott ewig, die Welt hingegen fortdauernd ist."

„Weil

„Weil nun jede Beurtheilung der derselben unterworfnen Gegenstände der Natur des Beurtheilenden entspricht, das Wesen der Gottheit aber in einem ewigen und alles als gegenwärtig umfassenden Zustande besteht: so muß auch sein Wissen diesem Zustande entsprechen, von aller sukzessiven Bewegung abstrahiren, bloß in seiner einfachen Gegenwart verharren, und indem es die unermeßliche Vergangenheit sowohl, als die unendliche Zukunft umfaßt; so muß der einfachen göttlichen Erkenntniß alles als gegenwärtig erscheinen. Wenn du also diese Gegenwart, die der Grund aller Erkenntniß der Gottheit ist, in Erwägung ziehest: so wirst du zugeben müssen, daß bey ihr nur ein Wissen einer nie vorübergehenden Gegenwart, nicht aber ein Vorherwissen der Zukunft statt findet. Daher man auch nicht Vorhersehung (praevidentia) sondern Vorsehung (providentia) sagt, weil sie gleichsam von der Höhe herabblickt, und alle Dinge vor sich sieht."

„Wozu nun also noch die Behauptung, daß alles, was Gott sieht, nothwendig sey, da doch das Anschauen der Menschen den Dingen keine Nothwendigkeit auflegt? oder glaubst du wohl, daß die Dinge nothwendig sind, weil du sie siehst? Gewiß nicht."

„So

„So wie ihr also, wenn anders göttliche und menschliche Gegenwart verglichen werden können, in eurer augenblicklichen Gegenwärtigkeit einige Dinge erblicket, so übersieht Gott alles in seiner ewigen. Dies sogenannte Vorherwissen Gottes ändert daher weder das Wesen der Dinge, noch ihre Eigenschaften, weil das ihm schon gegenwärtig ist, was mit der Zeit erst entstehen wird. Auch unterscheidet das Auge seines Verstandes mit einem Blicke, das, was in der Zeit nothwendig erfolgen muß, von dem, was nicht nothwendig erfolgen wird, ohne sich im geringsten zu irren. Wenn ihr z. B. einen Menschen gehen, und die Sonne am Himmel aufsteigen seht: so urtheilt ihr ganz richtig, daß jenes willkührlich, und dieses nothwendig ist, ohngeachtet ihr beydes zu gleicher Zeit wahrnehmt. Eben so bringt das alles umfassende Anschauen Gottes in den Eigenschaften der Dinge, die in Rüksicht auf ihn gegenwärtig, der Zeit nach aber zukünftig sind, keine Veränderung hervor. Daher es keine Muthmaaßung, sondern eine auf Wahrheit gegründete Erkenntniß ist, wenn er etwas als zukünftig voraussieht, von dem er weiß, daß es die Nothwendigkeit des Erfolgs nicht hat."

Die-

Dieses waren die letzten Beschäftigungen unsers scheidenden Philosophen; der also mit ähnlichen Gesinnungen wie Sokrates und Seneka diese Welt verließ. Vielleicht dürfte es manchem Leser dieser Schrift nicht unangenehm gewesen seyn, daß ich sie in der Ausdehnung, wie es geschehen ist, hier gegeben habe. Da uns überhaupt alles, was auch ein sonst wenig bedeutender Mensch kurz vor seinem Ende that, besonders interessant wird, so muß dieses vielmehr bei einem Weisen, der im wahren Sinne dieses Wortes als ein solcher lebte und als ein solcher starb, der Fall seyn. Unter den angeführten Gedanken des Boethius finden sich gewiß manche, welche ganz aus dem Geiste des Tifsinns geschöpfet sind, und deren Gehalt die auf sie verwandte Mühe gewiß entschädigen wird. Unter dem Schutte des Alten lagen sie vergraben und tod, wie die Asche ihres Urhebers; sie mit an das Licht wieder gezogen zu haben halte, ich für ein Verdienst.

Johan-

Johannes Skotus Erigena.

Auch ein Märtyrer der Wahrheit, und seiner helleren Einsichten, durch die er sich, so wie seine Vorgänger, weit über sein Zeitalter erhob, und wodurch er, wie natürlich, den Neid und den Verfolgungsgeist seiner Zeitgenossen gegen sich weckte. Gegen ihn tritt zuerst eine neue Art von Verfolger auf, welche sich nachher in der Unterdrückung so vieler thätiger und weiser Männer immerfort äußerst geschäftig bewieß, die Klerisey nemlich, und an ihrer Spitze der Statthalter Christi auf Erden, der Pabst. Eine Art von Verfolger, die es sich zum Grundsatz gemacht hatten, jedes bessere und vernünftigere durchaus zu verdrängen, und die den Gegenstand ihres Hasses nicht bloß auf Erden mit Feuer und Schwert, so wie die ergrimmten Menschen übrigens thun, sondern bis in die Ewigkeit hin mit Fluch und Bann verfolgten. Deren Geist, einer der Harpyen gleich, über fast ganz Europa hin seine fürchterliche Geißel schwang, deren tief verwundender Schlag die Häupter des Volks eben so gut als dessen weniger bedeutende Glieder traf. Deren giftiger Hauch alles, was gut war, um sich

her verdarb. Deren Geist aber größtentheils noch jezt in allen Sekten, und in allen Ständen bey uns fortlebt. — Durch diesen Geist sind Wissenschaften und Kultur so lange Zeit von Europa zurückgescheucht worden, und er ist es noch immer, der sie zurückhält, und ihre weitere Ausdehnung verhindert.

Obgleich so viel gewiß ist, daß unser Philosoph aus den brittischen Landen herstammt: so ist aber doch weder sein Geburts-Ort, noch sein Geburtsjahr, noch sein eigentliches Vaterland mit Zuverläßigkeit zu bestimmen. Ueber den Sinn seines Beinamens Erigena, ob er auf Irrland, oder auf Schottland, oder auf England gehen soll, sind die Schriftsteller nicht einig. Er soll seine Kenntnisse aus Griechenland und Aegypten geholt haben: allein dieses hat man, ohne auch nur irgend einen hinlänglichen Beweis zu haben, vorgegeben, da man nicht wußte, wo er seine erste Bildung erhielt; denn in seinem Vaterlande war damals: (zu Karls des Kahlen Zeiten) die griechische Sprache ganz in Vergessenheit gerathen, in der er doch so vieles Aufsehen machte. Durch seine für die damaligen Zeiten ganz ungemeine Gelehrsamkeit ward er auch dem eben erwähnten Fürsten bekannt, der ihn ins fränkische Reich

berief,

berief, und an seinem Hofe mit vielen Gnadenbezeugungen aufnahm. Die Zuneigung des Königs wußte er sich durch die Annehmlichkeit seines Umgangs in solchem Maaße zu verschaffen, daß er ihn überall hin begleiten, und die durch Karl den Großen gestiftete Hofakademie in Paris fortführen mußte. In dieser Akademie bildete er mehrere gelehrte Männer, war aber nicht im Stande ihren Geist zu eignen freien Untersuchungen zu wecken; da dieser so sehr von dem drückenden Joche des Klerus niedergehalten wurde.

Dieses Ansehn, in dem Skotus bey Hofe stand, mußte natürlich den Neid und die Eifersucht seiner Zeitgenossen, im hohen Grade erregen. Nun hatte man bald ausfündig gemacht, daß er in der Lehre von der Praedestination nicht rechtgläubig lehre. Er hatte also hierüber sehr viel Kämpfe zu bestehen.

Um eben die Zeit geschah es, daß selbst der Pabst einen Anlaß bekam, wahrscheinlich auf Aufhetzung seiner Feinde, an ihn zu kommen. Die Sache verhielt sich so. Ludewig der Fromme hatte von dem griechischen Kaiser, Michael Balbus, die Bücher des angeblichen Dionys des Areopagiten, von der himmlischen Hierarchie, zum Geschenk erhalten,

erhalten, und durch beygefügte große Lobsprüche war ein großes Verlangen nach Enthüllung des Innhalts in ihm erregt worden. Sein Sohn, Karl der Kahle, ein großer Freund der Gelehrsamkeit und Gönner unsers Skotus, bekam dadurch den Wunsch, diese Bücher zu lesen, und zu dem Ende sie ins Lateinische übersetzen zu lassen. Der einzige, welcher diese Sehnsucht befriedigen konnte, war nun Johann Skotus. Dieser übernahm die Arbeit, und endigte sie zur großen Zufriedenheit seines Kaisers. Nicht so gefiel er dadurch dem Pabste, der da glaubte, daß man den Lehren der Kirche und seinem Ansehn zu nahe getreten sey, da das Buch ohne seine Erlaubniß bekannt gemacht worden war. Als nun überdieß noch von den Feinden des Skotus zu Paris mancherlei Gerüchte, die ihn in den Ruf der Irrgläubigkeit bringen sollten, bis nach Rom verbreitet wurden: so ergrimmte der sanftmüthige Vater, und forderte den Philosophen vor seinen Richterstuhl.

„Es ist, lautete sein Schreiben an den Kaiser Karl, unserm Stuhle gemeldet worden, daß ein gewisser Skotus die Bücher des Areopagiten ins Latein übersetzt hat, welches Werk, hergebrachter Weise, uns hätte geschickt, und unserer Erlaubniß zur Bekanntmachung theil-

haftig

haftig werden müssen; besonders da dieser Johann, obgleich man viel Gelehrsamkeit an ihm rühmt, in mehreren Stücken, nach lautem Gerüchte, ungesunde Meinungen hegen soll."

Hieraus erhellt, daß schon damals der Pabst sich zum allgemeinen Glaubensrichter aufwarf, und, zu dem Ende, sich sogar für einen Censor angesehen wissen wollte. Karl ließ nun zwar durch die Drohungen des Pabstes sich nicht schrecken, schützte den Philosophen, und blieb bey seinen vorigen Gesinnungen gegen ihn: allein die Macht des Pabstes wirkte durch die mit ihm verbundene Geistlichkeit schon damals so stark, daß unser Philosoph sich in Paris nicht sicher glaubte. Er ward durch die gegen ihn obgleich nicht öffentlich doch heimlich ausgebrochene Verfolgung, gezwungen, nach Niederlegung seines Amtes an der hohen Schule, Paris zu verlassen, und sich an mehrern Orten Frankreichs zu verbergen. Allein hier fand er nirgends eine sichere Freistatt; er mußte endlich auch von hier entfliehen, und sich wieder nach England zurückbegeben. Sein Ruhm war indessen durch ganz Europa bekannt geworden, und deshalb fand er dort bey dem König Adelfried eine vorzügliche Aufnahme. Dieser brauchte ihn zur Stiftung der

Uni-

Universität Oxford, wo ihm der Unterricht in der Philosophie, in Geometrie und Astronomie, und in den damals sogenannten schönen Wissenschaften überhaupt anvertraut wurde. Kaum hatte er sich aber hier drei Jahre aufgehalten, als ein hizziger Streit unter den dortigen Scholastikern ausbrach, der ihn nöthigte, wieder das Weitere zu suchen: denn seine Ueberlegenheit an Kopf und Kenntnissen war den beschränkten Köpfen hier wieder anstößig geworden. Er begab sich nach Malmsbury, wo er in dem dortigen Kloster eine Schule anlegte, aber nicht lange darauf von den sittenlosen Mönchen, denen seine strenge Sittlichkeit und sein Treiben zur Erwerbung solider Kenntnisse sehr anstößig war, ermordet wurde. Man sagt, daß sie sich zu diesem Morde ihrer Schreibegriffel, anstatt der Dolche, bedient hätten.

Das vorzüglichste Werk dieses Märtyrers der Wahrheit, welches auch noch auf unsre Zeiten gekommen ist, handelt de divisione naturae, und enthält viele gar nicht ungereimte philosophische Vorstellungsarten. Ob wir uns nun gleich dem Zweke unsrer Schrift gemäß mit der Aufstellung derselben nicht beschäftigen können: so sey es aber doch erlaubt, nur enen einzigen in der That gar nicht unglücklichen Gedanken

über

über den Ort und Raum und Zeit hier anzuführen. Er sagt nemlich: der Ort sey bloß in der Seele, und bestehe in dem Umfange, durch welchen jedes Ding in gewisse Gränzen eingeschlossen wird. Diese Einschließung befinde sich aber bloß in den Wissenschaften, und diese in dem denkenden Wesen. — Der Ort, fährt er fort, in Verbindung mit der Zeit ist vor der Welt nicht gewesen. Unter dem Orte versteht er den Raum, und weiß diesen ganz richtig von dem in die Sinnen fallenden Orte zu unterscheiden. Seine Beweise für diese Behauptung sind: die Welt wird ganz untergehn, also auch Raum und Zeit, als Theile von ihr, mithin können beyde vorher nicht da gewesen seyn. Auch kann kein Raum seyn, wo nichts umschließbares vorhanden ist, indem derselbe sich auf das in ihm befindliche bezieht. Eben so: wo keine Bewegung oder Veränderung ist, da kann keine Zeit gedacht werden. Beide aber hören mit der Welt auf. Was gegen den Raum eingewendet wird, hat geringes Gewicht, da es aus fremden Gebiete entlehnt ist; denn daß die Welt ganz vergehen wird, ist philosophisch nicht erwiesen; was aber auf die Zeit gerichtet ist, hat mehr Gewicht; historisch zum wenigsten: da die Vorstellung von der

Zer-

Zerstöhrung des Weltgebäudes auch unter den Weltweisen Anhänger hat.

Aus dieser Stelle läßt es sich leicht erkennen, daß Skotus durchaus ein Kopf von Bedeutung war, der ein Streben und Drängen in sich empfand, sich durch das dunkle Gebiete der damaligen Philosophie hindurch zu arbeiten. Mehrere glückliche Blicke dringen in seinem Forschen hervor, allein seiner eignen Kraft überlassen und durch keine fremde unterstützt, sinken sie freilich nur zu bald wieder zurück. Ein Mann, den Neid und Bosheit überall verfolgte, konnte übrigens auch die Muße nicht finden, welche allein das freie Streben des Geistes so vorzüglich begünstiget.

Peter Abälard.

Gleichfalls ein Mann, der als der Verbreiter besserer philosophischer Einsichten, den Druck der Hierarchie nur zu sehr zu erdulden hatte, und der für die Ausschweifungen seines lebhaften Temperamentes in seiner Jugend zu stark büßen mußte.

Er

Er war an einem wenig bekannten Orte in Bretagne 1079 gebohren, und stammte aus einer adelichen Familie ab. Er war ein Mann von einnehmender Gestalt, äußerst reizbarer Phantasie, und einer sehr feinen Beurtheilungskraft. Sein ganzes Streben ging also von seiner frühen Jugend an auf Beschäftigung seines Geistes durch Erlernung von Wissenschaften, und daher konnte es nicht anders kommen, als daß er sich eine so äußerst große Celebrität zu verschaffen vermochte. Der Reiz des Wissens fesselte ihn so ganz, daß er allem Glanze, und alles was der Adel den Sinnen angenehmes darbietet, gänzlich entsagte. Die Dialektik war unter den Wissenschaften die erste, welcher er seine ganze Zuneigung schenkte; und in der That hatte die Gewohnheit des öffentlichen Disputirens und Bestreitens alles Hergebrachten großen Reitz für einen Jüngling von scharfem Verstande, von selbstständiger Kraft, und voll Verlangen seine Vorzüge bekannt zu machen. Es mußte allerdings der Eigenliebe höchst angenehm seyn, mit jedem in einen Kampf des Scharfsinnes sich einzulassen, und die Ueberlegenheit seines Verstandes ihm fühlen zu lassen.

In dieser geistigen Fechtkunst nahm Abälard zuerst Unterricht bey dem, der für einen

Meister darinnen galt; bey dem berühmten Russelin, welcher alle allgemeine Begriffe für bloße Worte erklärte, und seinem Schüler die nemliche Meynung beybrachte. Geübt durch ihn zog nun Abälard gleich einem Herkules umher, suchte überall die berühmtesten Kämpfer auf, und foderte sie, so wie jener Herkules die wilden Ungeheuer, zum Kampfe auf, sowohl seine Ueberlegenheit fest zu gründen, als auch um sich selbst von seiner Ueberlegenheit zu überzeugen. Er machte es also beynahe so, wie die Sophisten ehemals in Griechenland, welche auch umherzogen, und jedermann den Fehdehandschuh vorwarfen. Auf diesem Ritterzuge kam er nach Paris zu dem berühmten Fechter, Wilhelm von Champeaux, dessen Freundschaft er anfangs erhielt, allein dessen fürchterlichster Gegner er in der Folge wurde. Er griff ihn mit einem so glücklichen Erfolge an, daß er wirklich einigemal den Sieg davon trug, ob er gleich weit jünger war. Durch diese Siege aufgemuntert faßte er Zutrauen zu sich, und sann in seinem zwei und zwanzigsten Jahre auf die Errichtung einer dialektischen Schule. In Paris wollte er nun zwar dieses, wegen Wilhelms Anhange, nicht wagen, er errichtete also seinen Lehrstuhl in der Nachbarschaft

von Paris, zu Melun, wo sich damals der Königliche Hof befand. Hier stieg nun sein Beifall zu einer solchen Höhe, daß Wilhelm wirklich verdunkelt ward. Er lehrte und focht mit einem solchen Eifer, welcher seiner Gesundheit nachtheilig ward, und ihn nöthigte durch eine Reise ins Vaterland sich zu erholen. Er blieb zwei Jahre daselbst; allein diese Entfernung schadete seinem Ruhme nicht, das Verlangen, ihn zu hören, ward vielmehr um so heftiger.

Bald, nachdem er seine Gesundheit wieder hergestellt hatte, kehrte er zu seinen alten Beschäftigungen wieder zurück. Er griff Wilhelm von Champeaux, der unterdessen wieder einige Zeit gehabt hatte sich zu befestigen, von neuem an: besonders aber bestritt er dessen Behauptung, daß die allgemeinen Ausdrücke bloße Worte sind. Da diese Behauptung unläugbar zu viel annimmt: so war es dem scharfsinnigen Manne besonders nicht schwer sich Ueberlegenheit zu erkämpfen, und es dahin zu bringen, daß Wilhelms Hörsaal verlassen ward. Dieser hatte sich in ein Kloster begeben; aus Verdruß über des Gegners Sieg kehrte er nach Paris zurück, und bemühte sich, seinen Nachfolger auf dem Lehrstuhle, der Abälarden sei-

nen Platz abgetreten hatte, mit Abälard von dannen zu vertreiben. Der tapfere Ritter mußte nun auf bischöflichen Befehl weichen, und begab sich wieder nach Melün, wo der Zulauf wieder größer ward, als je vorhin, da das erlittene Unrecht allemal Anhänger verschafft. Ja selbst Wilhelm zog sich bittern Tadel zu, daß er aus weltlichen Absichten das Kloster verlassen hatte, und ward dadurch genöthigt, sich von Paris zu entfernen. Kaum hörte dieß Abälard: so kam er zurück, und richtete sich einen Lehrstuhl außerhalb der Stadt, auf dem Berge der heil. Genevieve auf, weil an der Kathedralschule der Platz besetzt war. Dieser mit solcher Hitze betriebene Streit machte mehrere auf wissenschaftliche Kenntnisse aufmerksam, indem er der Ehrbegierde ein neues Feld eröffnete; er belebte den Eifer der Untersuchung, und brachte ans Licht, was die Einfalt bisher nicht gedacht hatte, daß es dem Verstande noch zu erörtern übrig sey; er gab der Jugend neuen Fleiß im Forschen nach Wahrheit; er brachte manche neue Ideen im Umlauf; er breitete den Ruf der Pariser Schule nach allen Enden aus.

Um diese Zeit war Wilhelm von Champeaux auf den bischöflichen Stuhl erhöht worden.

den. War es nun Nacheiferung oder Einrede der Verwandten, genug, Abälard faßte plötzlich den Entschluß, sich der Theologie zu widmen. Damals wurde Anselm in Laon für den größten Theologen gehalten; zu dem begab sich Abälard, fand aber nicht was er erwartet hatte; er fand statt der Sachen viele Worte, und statt der deutlichen Gründlichkeit einen Nebel von Redensarten. Manche haben dieses Urtheil auf die Rechnung eines gränzenlosen Stolzes gesetzt; allein es begreift sich leicht, wie es auch, ohne diesen, aus Abälards Denkart entstehen mußte. Die Theologie dieser Zeit berief sich auf Aussprüche der Kirchenväter: Anselms von Kanterbury Methode, Vernunft in die Religion zu bringen, war noch wenig allgemein, und erfoderte mehr als ein glückliches Gedächtniß, und eine beträchtliche Belesenheit. Abälard, gewohnt, über alles zu denken, und mit Vernunft-Gründen es zur Deutlichkeit zu bringen, konnte hier keine Befriedigung finden, ihm mußte manches Nebel und Wortschwall seyn, was andern, des Denkens nicht gewohnt, als Realität vorkam. Abälards freies Urtheil ward Anselmen kund gethan, und es konnte um so weniger verborgen bleiben, da er zu dessen Bekräftigung jedes

des biblische Buch, nach Anselms Methode, zu erklären übernahm, und mit großer Bewunderung der Zuhörer theologische Vorlesungen hielt. Anselm ward aber darüber aufgebracht, und verjagte den neuen Lehrer aus Laon.

Nun begab er sich wieder nach Paris zurück, und hielt mit vielem Beifalle theologische Vorlesungen. In diese Zeit fällt sein Liebeshandel mit seiner Heloise, welche die Schwester Tochter eines gewißen Kanonikus Fulbert war. Er war erst der Lehrer derselben gewesen, und ward am Ende ihr Geliebter. Als seine Verbindung mit ihr durch die schändliche Rache des Fulbert, der ihn einstmals überfallen und seiner Mannheit berauben ließ, getrennt wurde: so beschloß er, Mönch zu werden. In dieser Absicht wandte er sich in das Kloster St. Denys. Hier wurde er seiner strengen Sitten wegen sehr schlecht behandelt, machte aber das Kloster durch seine Gelehrsamkeit in kurzer Zeit so berühmt, daß eine große Menge Lernbegieriger aus allen Orten und Enden herzuströmten, so daß es dem Platz bald an Unterkommen und an Nahrungsmitteln zu gebrechen anfing. Hier bildete Abälard unter mehrern auch die vortreflichen Männer, Peter aus der Lombardey, und Johann von Salisbury. Die Hörsäle in Pa-

ris wurden leer; die Hörsäle neidisch, und aus Neid verfolgten sie das größere Verdienst.

Auf seiner Schüler Bitten hatte Abälard in einer Schrift Rousselins Irrlehre über die Dreieinigkeit widerlegt. Dieses Buch erhoben die Schüler sehr hoch; allein eben dasselbe gab die erste Gelegenheit zur ernsthaften Verfolgung gegen ihn. Seine Gegner fanden in demselben was sie suchten, neue Irrlehren. Sie klagten ihn bey dem Erzbischof als Ketzer an, brachten es dahin, daß er widerrufen mußte; und das Ende vom Liede war, daß er ins Kloster ging. Von da ward er nach einiger Zeit zurück nach St. Denys geschickt, verfiel aber aus altem Hasse in neue Verfolgungen. Ohnerachtet er fest entschlossen war, zur Vermeidung alles Verdrusses, für sich allein zu studieren: so hatte er doch nicht umhin gekonnt, von einer gemachten Entdeckung, daß der in Frankreich so sehr verehrte Dionysius, nicht der Areopagite sey, sich einmal ein Wort entfallen zu lassen. Dieß brachte die Mönche in Wuth; sie warfen ihn ins Gefängniß und drohten ihm mit der Todesstrafe. Abälard aber entfloh, und erkohr sich eine Einöde zu Nogent an der Seine zum Wohnsitze.

Hier

Hier verlebte er anfangs heitere und glückliche Tage: sobald als aber sein Wohnsitz ausgekundschaftet war, so sammelten sich wieder viele Lernbegierige wieder um ihn her, aber Neid und Verfolgungsgeist zog ihm hier wieder nach. Die Anzahl seiner Schüler stieg schon im ersten Jahre auf sechshundert. Diese Celebrität bewog die Theologen zu Rheims, zwei in dem Rufe einer großen Heiligkeit stehende Männer an ihn zu reizen. Er mußte also auch von hier wieder fliehen, und in dem Kloster der Benediktiner zu St. Gildas, auf Empfehlung des Herzogs von Bretagne, einen Zufluchtsort suchen. Aber auch dieser dauerte nicht lange. Die Mönche, deren abscheuliche Lebensart er nicht ohne Erinnerungen ansehen konnte, verjagten ihn von hier, und nun floh er wieder nach Paris. Von Feinden fiel er immer wieder auf Feinde. Und so geschah es, daß er zum zweitenmale von einer Kirchenversammlung verurtheilt, und zum Ketzer erklärt, sich auf den Weg nach Rom machte, um dort Gerechtigkeit zu suchen. Auf dieser Reise nahm ihn der Abt von St. Clugny Peter menschenfreundlich auf. Allein die Kräfte des unglücklichen verfolgten Mannes waren so sehr dahin gesunken, daß er, troz

aller

aller Bemühungen des guten Abtes, im Jahre 1142 starb. So erlag denn auch dieser Freund der Wahrheit dem Schicksal und seinen Verfolgern! Sanft ruhe seine Asche!

Jordanus Brunus.

Nach Boethius ist dieser Mann wieder der erste Philosoph, welcher Standhaftigkeit genug besaß, um seine Behauptungen vor dem Andringen seiner wüthenden Feinde nicht aufzugeben, und der den Muth hatte, das öffentliche Blutgerüste für sie zu besteigen. Leider hat man aber nur zu wenig sichere Nachrichten von diesem unglücklichen Märtyrer! die Barbarei seines Zeitalters, oder vielmehr seiner Feinde, scheint mit Fleiß alles vernichtet zu haben, was über ihn, und sonach auch großentheils mit über sie, der Nachwelt einen größern Aufschluß hätte geben können.

Einer Nachricht des Scioppius zu Folge war Brunus zu Nola im Königreich Neapel gebohren. Allein gänzlich unbekannt ist es, wer seine Eltern gewesen sind. Ein dunkles

aber unverbürgtes Gerüchte sagt, er sey von vornehmer Geburt. Wahrscheinlich hat man dieses bloß aus seinen Schriften geschlossen, die nicht bloß eine tiefe Einsicht in das Gebiet der Philosophie, sondern überhaupt so viele mannigfaltige Kenntnisse verriethen, daß man nicht anders glauben konnte, er müßte in seiner Jugend schon eine vorzügliche Bildung erhalten haben, welche doch dazumal hauptsächlich nur dem Adel zu Theil ward. Sein Geburtsjahr fällt muthmaaßlich in die Zwischenzeit der Jahre funfzehnhundert und dreißig, und funfzehnhundert und vierzig.

Zu der guten Erziehung, die er, wie sich vermuthen läßt, genossen haben muß, und die so vieles beitrug, um ihn zu einem ausgezeichneten Mann seines Zeitalters zu machen, kam ferner noch ein guter Kopf, der beste Mitgift der Natur. Er besaß eine besondere Stärke des Gedächtnisses, eine sehr lebendige Phantasie, und einen durchdringenden Verstand. Diese Eigenschaften seines Geistes waren es daher auch, welche ihn in dem Kloster, in das er um seiner frühern Bildung willen gebracht worden war, so sehr auszeichneten. Hier beschäftigte sich sein Geist, wie er selbst in einer seiner Schriften uns erzählt, nicht bloß mit theologischen

logischen und aszetischen Wissenschaften, sondern die Werke des Geschmackes waren es vorzüglich, welche ihn fesselten, und zur Lektüre von ihm ergriffen wurden. Besonders aber trieb er Philosophie und Mathematik. Er studierte fleißig die Werke des Aristoteles, Plato, und anderer Griechen; ob er gleich diese mehr aus Uebersetzungen gekannt zu haben scheint: denn sein Griechisches, in dem er selbst mehreres geschrieben hat, ist ziemlich fehlerhaft, und bey weitem nicht so gebildet, als es sich von einem genauen Kenner der Aristotelischen und Platonischen Philosophie, der diese Schriftsteller in der Ursprache studiert gehabt hätte, erwarten lassen könnte.

Sein Geist, auf diese Weise gebildet, konnte sich nun unmöglich weder mit dem Geiste noch mit den Sitten seines Zeitalters vertragen. Besonders war ihm dieses in Italien nicht möglich, wo der Klerus so wie der Adel, die doch beide den entschiedensten Einfluß auf ihr Zeitalter hatten, weit verdorbener waren als in allen andern Ländern. Indem sein Blick bey den Nachforschungen über theologische Gegenstände immer freier wurde, indem er das Leben der Mönche und des Adels — ein Leben voller Abscheulichkeiten — immer genauer kennen lernte;

so

so suchte er die Vorstellungen von religiösen Gegenständen von Vorurtheil und Aberglauben zu befreien, und durch ernsthafte Vermahnungen auf die Sittlichkeit der Handlungen zu dringen. Aber eben dieses bereitete ihm Verfolgung und Tod.

Natürlich erfuhr er nun die ersten Beweise von Menschenfeindschaft und von Verfolgung in seinem Vaterlande. Er wurde im Jahre 1582, wie Scioppius angiebt, aus dem Kloster vertrieben, und mußte aus seinem Vaterlande entfliehen. Nach dem Berichte des eben genannten Schriftstellers begab er sich nach Genf. Hier lehrten zu dieser Zeit Kalvin und Beza, welche beyde in große Streitigkeiten mit einander verwickelt waren, die kein Unpartheiischer, besonders in Rücksicht auf Kalvin, billigen konnte. Genf war dazumal durchaus die Stadt nicht, in der Freimüthigkeit des Urtheils sich blicken lassen durfte, in der Toleranz zu finden gewesen wäre. Der herschsüchtige, eigenliebige, und fremde Meinungen mit Todfeindschaft verfolgende Kalvin, dessen neue Lehre allerdings viel Anhänger, eben um ihrer Neuheit willen, fand, unterdrückte alle Lehrfreiheit um und neben sich. Wer kennt nicht das unglückliche Schicksaal Severats

und die Verfolgung Simoni Simonis, die diesen Mann größtentheils zum Urheber hatten. Hierher hätte sich also Brunus nicht begeben sollen. Seine Offenheit, nach der er keines Menschen Fehler verhehlte, die Freiheit seines Geistes, die sich nie von menschlichen Autoritäten abhängig machen ließ, sein stetes Bestreben, über die schon vorhandenen Erkenntnisse immer weiter hinauszugehen, konnten ihn hier nicht lange weilen lassen. Die irrigen Sätze Kalvins bestritt er öffentlich, und ohne Rückenhalt; und daher kam es, daß er nach einem zweijährigen Aufenthalt von Genf vertrieben wurde.

Von Genf ging er nach Lyon, von da nach Thoulouse, und endlich nach Paris, wie Scioppius erzählt. An diesem letztern Orte fand er endlich einen seinen Talenten angemessenen Wirkungskreis, und den Ort eines längern Aufenthalts. Zum Glück für ihn fiel er just in eine Zeit, in der das Ansehen der gesammten alten Scholastischen Philosophie vorzüglich in dieser Stadt sehr wankend gemacht wurde, und dadurch Gelegenheit für den forschenden Verstand gegeben ward, sich nunmehr nach neuen Stützen seines philosophischen Wissens umzuthun. Aristoteles, aber dieser frei-

lich nur so wie die Scholastik ihn verstanden und vorgetragen hatte, wurde jetzt auf einigen Kathedern bekämpft; jedes neue System war angenehm, und konnte, wenn es nur auf etwas haltbaren Gründen erbaut war, gewiß darauf rechnen, die Aufmerksamkeit seiner Zeitgenossen zu erregen, und eine Partei zu erhalten. Von vielen Kathedern zu Paris herab hörte man öftere Widerlegungen des Aristoteles. Besonders hatte dieses Wilhelm Postell schon gethan, der sich dadurch einen so ungeheuren Zulauf verschafft hatte, so daß die Annalen der Pariser Universität schwerlich davon ein ähnliches Beispiel aufzuweisen haben dürften.

Dieses war denn eine sehr erwünschte Gelegenheit für unsern Brunus, sich auszeichnen zu können. Schon ehedem hatte er sich ohnedieß mit vielen Sätzen des griechischen Weltweisen, besonders in dem Gewande, in welchem die Scholastiker sie bekannt gemacht hatten, nicht vertragen können, und sein feuriger Phantasiereicher Geist war mehr für die Erforschung neuer Wahrheiten, für die Aufstellung eines eignen Systems, als für das Bleiben bey einem schon vorhandenen alten, und für die weitere Begründung desselben gestimmt. Der Sporn, welchen ihm seine Wahrheitsliebe zur Bekämpfung

pfung des genannten alten Systems gegeben hatte, ward nun durch andere Aussichten noch verstärkt. Je gründlicher und tapferer er gegen dasselbe focht, desto mehr konnte er, in den damaligen Verhältnissen, auf Ehre und Beifall rechnen.

Das erste was er, nicht lange nach seiner Ankunft, that, war dieses, daß er einen langen Brief „über die Verbesserung der Philosophie und über die Irrthümer der Peripatetiker" schrieb, und diesen an den damaligen König, Heinrich III, an den damaligen Rektor der Universität, und an alle andere Freunde der wahren Philosophie richtete. — Dieser Brief blieb auch nicht ohne Wirkung. Nach Scioppius Bericht wurde er von dem König so gut aufgenommen, daß er als außerordentlicher Professor der Philosophie zu Paris angestellt ward. Nicht lange darauf schrieb er eine Streitschrift, in der er die Hauptsätze seiner neuen Philosophie vortrug, und durch einen gewissen Hennequin vertheidigen ließ. Dieß geschah am Pfingstfest 1586. Sie hatte den Titel: Articuli de natura et mundo etc. Diese kleine Schrift hat Brunus nachher, als er nach Sachsen ging, welches nach einem Verlauf von zwei Jahren geschah,

schah, unter dem neuen Titel „Acrotismus, seu rationes articulorum physicorum adversus Peripateticos Parisiis propositorum“ mit mehreren Zusätzen bekannt gemacht.

Eine Zeit lang ging es nun mit Brunus hier recht wohl: er bekam vielen Zulauf, und man hörte seine neue Philosophie sehr gerne. Es gab diese, so lange als er sie, ohne Ausfälle auf die bisherige Philosophie zu machen, vortrug, den Köpfen Beschäftigung, und setzte sie in Thätigkeit; sie hingen sich desto mehr an seine Person, je tiefer sie in seine Vorstellungsart eingingen. Nur so hätte Brunus verfahren sollen, und dann würde er auf die Philosophie eben so sicher gewirkt haben, als sein Aufenthalt sicher gewesen wäre. Allein das Kämpfen gegen die bisher gehegten Vorstellungsarten, und so mit auch gegen manche ausgezeichnete Männer konnte er nicht unterlassen. Dieses drückte nun mehrere alte Lehrer der dasigen Universität: Zorn und Neid erwachten; und so trieb ihn endlich auch von hier der Verfolgungsgeist weg, und nöthigte ihn, sich einen andern Wohnplatz zu suchen.

Es ist ungewiß, wohin er, nach seiner Flucht aus Paris, sich gewendet hat. Scioppius erzählt, er sey nach England gegangen,

und habe hier sein Buch „de bestia triumphante“ über die siegende Bestie, oder den Pabst, geschrieben. Gut läßt sich diese Angabe aber mit mehreren andern nicht reimen. So weiß man z. B. gewiß, daß er zu Pfingsten 1586 noch in Paris war, und daselbst eine öffentliche Festvorlesung hielt. In der Mitte eben dieses Jahrs war er nun schon zu Wittenberg, wo er seine Abschiedsrede hielt, und für den daselbst genossenen halbjährigen Schutz öffentlich dankte. Er konnte also entweder gar nicht oder höchstens nur auf ein Paar Tage in England gewesen seyn. Sein Buch hätte er zum wenigsten daselbst nicht schreiben können. Vielleicht übergab er es dort bloß zum Druck, da er es in Frankreich schon verfertigt hatte, und reiste sogleich nach Deutschland.

Weit sicherere Nachrichten sind über seinen Aufenthalt in Deutschland vorhanden. Sein erster Zufluchtsort war hier Wittenberg, wo er, ohne einen Bekannten und ehemaligen Freund zu finden, arm und dürftig ankam. Hier trat er bald öffentlich zur Partei der Lutheraner über und verband sich mit ihr als ein muthvoller Kämpfer gegen die Anmaaßungen des Pabstes. Freilich konnte er auch zu jener Zeit keinen bessern Ort zu seiner ersten Zuflucht wählen, als

eben diesen, auch konnte seinen über den römischen Hof so sehr erbitterten Geist keiner mehr anziehen als eben dieser. Er sagt dieses selbst in seiner Abschiedsrede von Wittenberg mit den Worten: „veni inter alios istius domus visendae amore concitatus, flagrans spectandi Palladii istius ardore, pro quo me subiisse non pudeat paupertatem, invidiam et odium meorum u. s. w. In eben dieser Abschiedsrede lobt er das humane und freundschaftliche Benehmen der Wittenberger gegen ihn ganz vorzüglich; indem er sagt: „Hier habe ich die Deutschen so ausgebildet durch Wissenschaften und die edleren Zweige der Humanität getroffen, daß ich unmöglich von ihnen das Gegentheil sagen dürfte. Ich kam zu euch, als Ausländer, ein Vertriebener, ein Flüchtling, ein Spiel des Schicksals, ohne körperliches Ansehen, arm, von vielen gehaßt, und daher von allen den Thoren verachtet, die nie wo anders ein Ansehen als im Glanze des Goldes und Silbers, und in dem Beifalle ähnlich gesinnter Menschen suchen. Ihr aber habt mich nicht verachtet, mich mit der größten Leutseeligkeit aufgenommen, mir Mittel zu meinem Unterhalte an die Hand gegeben, und mir erlaubt, die zwei Jahre meines Aufenthalts hin

hindurch Privatvorlesungen über die Philosohie halten zu dürfen. Ihr habt mich gegen meine auswärtigen Feinde geschützt und erhalten" u. s. w. In eben dem Jahre, in welchem er seine Abschiedsrede hielt, im Jahre 1588 gab er auch seine Schrift, welche den Titel „Acrotismus" führte, zu Wittenberg heraus.

In Wittenberg gab er Unterricht in der Physik, Metaphysik, und Mathematik. Uebrigens aber schrieb er mehrere Bücher über das Raimund Lullische System; in welchen letztern die Stärke seiner Phantasie sich vorzüglich gezeigt hat.

Wohin er sich von Wittenberg aus gewendet habe, darüber fehlen alle zuverlässige Nachrichten. Daß er nach Prag gegangen sei, ist deshalb nicht wohl glaublich, weil er unmöglich, als einer der ärgsten Feinde des Pabstes und des Catholizismus, dort einen nur einigermaaßen sichern Aufenthalt hätte finden können. Scioppius, der Urheber dieser Nachricht, hat seinen Aufenthalt in dieser Stadt wahrscheinlich um deswillen annehmen zu müssen geglaubt, weil mehrere seiner Schriften, die um diese Zeit heraus kamen, den Drukort Prag auf ihren Titeln führten. Allein zuverlässig ist dieser Drukort nur ein angenommener erdachter

Name. Sicherer ist es bekannt, daß er im Jahre 1589 in Helmstädt sich aufhielt, wohin er von den beiden Herzogen Julius und Heinrich Julius eingeladen worden war. Von diesen, besonders von dem erstern hatte er alle mögliche Unterstützung erhalten; um so mehr war es also traurig für unsern Philosophen, daß dieser erhabne Beschützer der Wissenschaften nicht lange nach seinem Aufenthalte auf seiner Universität starb. Die Trostrede, die Brunus wegen des Todes seines fürstlichen Freundes auf dieser Universität gehalten hat, giebt uns den befriedigendsten Aufschluß darüber. So gütig als der Nachfolger dieses Fürsten nun übrigens zwar gegen Brunus sich benahm, so wenig ersetzte er aber doch den Verlust seines Vorgängers in Hinsicht auf reelle Unterstützung. Von seinem Schiksale abermals verfolgt mußte er sich also auch von diesem Orte wieder wegbegeben, um anderswo ein besseres Auskommen zu suchen. Er begab sich nach Frankfurt. Hier fand er an dem damaligen Buchdrucker Johannes Wechel einen thätigen Unterstützer. Dieser gab mehrere von seinen Schriften heraus, und brauchte ihn in seiner Offizin als Korrektor. Hier scheint er sich über ein Jahr lang, und dieß zwar im Jahre 1590,

auf-

aufgehalten zu haben. Die Zahl seiner Feinde war aber während der Zeit, daß er sich in Deutschland aufgehalten hatte, so groß geworden, daß sie ihn auch in diesem Schlupfwinkel aufsuchten und ihn aus demselben vertrieben. Ein Brief des Buchdruckers Wechel, der in die Vorrede des Minimus, eines Buchs von Brunus, eingerückt ist, erklärt sich folgendermaaßen darüber. "Noch war der letzte Bogen des Minimus zu drucken übrig, als Brunus mir schreib, ein plötzlicher Unfall nöthige ihn, auf der Stelle Frankfurt und auch Deutschland zu verlassen, er bitte mich daher, die Besorgung seiner Geschäfte an dem von ihm herauszugebenden Buche zu übernehmen." Auch die andern beyden Schriften des Brunus, über die Monade, und über die Zahl und die Figur, wurden von Wecheln besorgt.

Wahrscheinlich ging nun erstlich Brunus nach England, wo er an Philipp Sidney einen großen Beschützer fand, und mehrere Gedichte herausgab. Hier lebte er eine Zeit lang in dem Zirkel der gebildeten Welt, als worüber mehrere Stellen aus seinen eignen Schriften ein sicheres Zeugniß ablegen. Bald aber wurde dieser fein Aufenthalt, der so öffentlich von ihm genossen ward, im Auslande bekannt,

kannt, er mußte also, auch hier verfolgt, wieder entfliehen. Dieß geschah im Jahre 1592. — Mehrere Gerüchte sagen, daß er nun in sein Vaterland wieder zurückkehrte: die Ursachen, durch welche bewogen er dieß wagte, verschweigen sie aber. Wahrscheinlich rechnete er auf ein ruhigeres Leben in demselben, und wollte er lieber die Härte des Schicksals in seinem Vaterlande erfahren, als daß er sie immer im Auslande ertragen mochte.

Eine Zeit lang hielt er sich in demselben verborgen und so lange war er auch sicher. Jedoch dieses dauerte nur eine kurze Zeit. Sein unruhiger thätiger Geist konnte unmöglich die Fesseln ertragen, in welche die Furcht vor seinen Feinden ihn geschlagen hatte. Die Unwissenheit, die Gräuel des Klerus machten seinen ganzen Unwillen in ihm rege; er sprach bald öffentlich und stark gegen dieselben. Sein Sturz war nun entschieden.

Bis hieher hatte er sich zu Padua im Venetianischen aufgehalten, da er in dieser Stadt unerkannt leben zu können hoffte. Von hier aber lockte man ihn, als er sich selbst schon verrathen und der thätige Haß seiner Feinde ihn mit Gewißheit schon ausgeforscht hatte, nach Venedig, wo er denn wirklich 1598 von dem

Ketzergerichte gefangen genommen wurde. Sein Prozeß dauerte lange: denn er hatte kaum einige Monate im Gefängnisse zu Venedig gesessen, als er nach Rom geschickt, nach Verlauf von 2 Jahren zum Scheiterhaufen verdammt, und wirklich hingerichtet wurde. Scioppius war ein Zuschauer von dieser ganzen Begebenheit. Dieser schrieb in einem an den berühmten Rittershusius in Deutschland gerichteten Briefe folgendes davon.

„Endlich ist Brunus zu Venedig in die Hände der Inquisition gefallen, und von da, nach einem Aufenthalte von einiger Zeit nach Rom abgeführt worden. Hier wurde er als bald vor das Inquisitionstribunal geführt, examinirt, und von den vorzüglichsten Theologen daselbst bald seiner Irrthümer überwiesen. Man gestand ihm sogleich vierzig Tage zu, während welcher er mit sich zu Rathe gehen, und sich entschließen möchte. Allein bald versprach er zu widerrufen, bald vertheidigte er wieder seine Ungereimtheiten; bald verlangte er wieder vierzig Tage zur weitern Ueberlegung. Bey alle dem that er nichts anders, als daß er den Pabst und das Inquisitionstribunal bei der Nase herumzog. Nachdem er also gegen zwei Jahre hieher in die Hände der Inquisition gekommen

kommen war, so ist er vorgestern, am neunten Februar, in den Pallast der Inquisition, in Gegenwart aller zum Inquisitions-Tribunale gehörigen Kardinäle, mehrerer dazu ausdrüklich mit berufener Geistlichen, der weltlichen Obrigkeit, und des Kommandanten der Stadt in das Inquisitions-Zimmer gebracht worden, und hat daselbst auf den Knieen sein Urtheil erhalten. Dieses bestand in folgendem: Zuerst wurden ihm sein Lebenslauf, seine Lehrsätze, und die Art seines Studierens vorgehalten, und dann angegeben mit was für Eifer die Inquisition auf seine Bekehrung bedacht gewesen sey, wie viel Halsstarrigkeit er hingegen dawider gezeigt habe. Darauf haben sie ihn aller seiner geistlichen Würden entsetzt, ihn in den kirchlichen Bann gethan, und der weltlichen Obrigkeit zur Bestrafung übergeben. Doch haben sie diese, bei dieser Uebergabe gebeten, daß dieses gnädig und ohne Blutvergießen geschehen möchte. — Als dieses vorbei war, antwortete er nichts als dieses mit drohender Stimme: „W a h r s c h e i n l i c h s p r e c h t i h r e u e r U r t h e i l m i t m e h r F u r c h t ü b e r m i c h, a l s i c h d a s s e l b e e r h a l t e." Darauf wurde er von den Soldaten des Stadt-Kommendanten in das Gefängniß abgeführt,

wo er wieder 8 Tage Zeit erhielt, seinen Sinn zu ändern, und zu widerrufen. Jedoch dieß war alles vergebens. Er wurde also heute zum Scheiterhaufen geführt, und fand daselbst in den Flammen einen kläglichen Tod. Sterbend wurde ihm noch das Bild des gekreuzigten Erlösers gezeigt; allein mit einem wilden Blick wandte er sich ab von demselben. Wahrscheinlich wird er nun in den andern Welten, die seine Phantasie erschuf, verkündigen, wie gotteslästerliche und böse Menschen von den Römern behandelt zu werden pflegen.“

So weit der Brief des Scioppius. Zu ihm ist es nöthig bemerkt zu werden, daß er erstlich von einem erklärten Feinde des Brunus, und zweitens vorzüglich in der Hinsicht geschrieben wurde, um die Römer wegen dieses abscheulichen Vorganges bei den Deutschen zu entschuldigen. Der Brief ist also ein Entschuldigungsbrief; und nun wird man wissen, wie man ihn zu nehmen hat. Zuverlässig ist es also mit der in demselben gerühmten Nachsicht und Güte der Inquisition eine ganz erdichtete Sache. Wie hätte wohl ein unpartheiische Publikum den wahren Hergang der Sache erfahren können? und wen hat wohl die heil. Inquisition noch losgelassen, den sie schon

ihren Klauen hatte? — Brunus war einmal von ihr ergriffen, und so mußte er auch büßen. Ist es übrigens wirklich wahr, daß er sich so standhaft betragen hat, als Scioppius in seinem Briefe schreibt, so muß aber dann auch sicher sein Werth in unsern Augen um so höher steigen. Die in dem Briefe des Scioppius von ihm angeführte Aeußerung „ich fürchte nicht so sehr euer Urtheil, als ihr dasselbe zitternd gebt" erwekt in uns eben so die Idee, daß sein Gewissen rein und fleckenloos gewesen sei, als sie der Vermuthung Raum läßt, auf wie wenig überzeugende Gründe hin seine Richter ihn verdammt haben mögen.

Bayle und mehrere andere mit ihm, haben, auf eine uns unbekannte Nachricht gestützt, zwar behaupten wollen, Brunus sey nur in Effigie verbrannt worden. Wahrscheinlich war jene Nachricht, die aus Italien sich herschreiben soll, nur in der Folgezeit erdacht, um jenen grausamen Vorgang nach und nach zu bemänteln, und dem Auge der Nachwelt die Schande zu entziehen, welche auf die Urheber desselben nothwendig fallen mußte. Jener authentische von Scioppius geschriebene Brief, als der Brief eines Augenzeugen widerlegt hinlänglich dieselbe.

Was

Was ihm in jenem Inquisitionstribunal wirklich zur Last gelegt worden sey, davon hat man wenig erfahren. Der Brief des Scioppius sagt nur leicht überhin, es sey dieses Gottlosigkeit und Gotteslästerung gewesen. Dieses ist sehr unbestimmt. Die Vertheidiger des Ketzergerichtes und seiner Hinrichtung in der spätern Zeit legen ihm förmlich Gottesläugnung zur Last. Wahrscheinlich läugnete Brunus nur die Gottheit Christi, und mehrere andere Lehrsätze der Römischen Kirche. Scioppius, der, zum Nachtheile des unglücklichen Philosophen, alles übertreibt, führt in seinem Briefe an Rittershaußen folgende Irrsätze desselben an, wie das Ketzergericht sie genommen haben soll: „Es gebe unzählige Welten; die Seele könne aus dem einen Körper wieder in einen andern, so wie auch aus einer Welt wieder in eine andere übergehen; sie könne sich in zwei Körpern zugleich befinden; die Magie sey eine gute und erlaubte Sache; der heilige Geist sey nichts anders als die Weltseele, und dieses sey die Meinung Moses gewesen, als er geschrieben habe, er sey im Wasser befindlich gewesen;

die

die Welt sey von Ewigkeit her; Moses habe seine Wunder mit Hülfe der Magie verrichtet, in der er vor den Aegyptischen Priestern Ueberlegenheit gehabt habe; die heilige Schrift sey eine bloße erdichtete Sache; Moses habe seine Gesetze selbst gemacht, Christus sey nicht Gott, sondern ein vorzüglicher Magier gewesen; er habe seine Zeitgenossen betrogen, und sey deshalb mit Recht hingerichtet, übrigens wäre er nicht gekreuziget sondern gehangen worden; seine Anhänger hätten mehrentheils aus schlechten Menschen bestanden, die sämtlich an den Galgen gekommen wären; den Teufel müste man anbeten." u. s. w.

Wer hört hier nicht die Sprache eines abgefeimten Söldlings des schändlichsten Inquisitionstribunals, und wer sieht nicht, wie so manches Wahre, das in den Brunischen Behauptungen lag, von demselben mit boshaften Andichtungen verunstaltet wurde? — Das, was Brunus sein trauriges Schicksal bereitete, war weder Blasphemie noch Gottlosigkeit,

sondern

sondern ein freier und heller Geist, der über zwei Jahrhunderte hin vor seinem Zeitalter voraus war. Sorell, Morhof, Arnold und Heumann haben ihn von jener Beschuldigung völlig freigesprochen. Er war kein Atheist; seine Vorstellung von der Gottheit wich nur von den damals gehegten gröbern Vorstellungsarten merklich ab. Die Hauptsätze seiner für atheistisch und blasphemisch ausgegebenen Lehre waren ohngefähr folgende:

1) Von der Gottheit behauptete Brunus, daß die ganze Natur, oder das ganze Universum das sey was wir Gott nennten, was aber nie von uns in seiner ganzen Ausdehnung, in der vollkommnen Tiefe des Gedankens, gedacht werden könne, da der menschliche Verstand zu schwach sey, um die Idee der Gottheit ganz zu fassen. Es sey diese Gottheit die eigentlich thätige lebendige Kraft in der Natur, der Schöpfer und Regierer des Ganzen. — Diese Kraft nannte er die einzige Monade, deren Wesen in einem feinen, nie erschaffenen und ewigen Feuer bestehe.

2) Adam war nicht der erste Mensch. Er war nur der Stammvater der Juden.

3) Die Christliche Religion giebt keine Norm ab für die Beurtheilung der Wahrheiten

der

der freien sich selbst überlassenen Vernunft. So weit als sie moralischen Innhalts ist, ist sie wahr; da, wo sie historisch wird, enthält sie nichts als Fabeln und Ungereimtheiten. Besonders in dem Falle, wo es die Zusätze der Kirche betrifft. — Dieses Raisonnement findet man besonders weitläuftig in seiner Schrift „de bestia triumphante sive de papa" durchgeführt.

4) Die Mosaische Religion müste nach eben diesen Grundsätzen beurtheilt werden. So wie auch alle übrige Religionen.

5) Die Schöpfung ist nicht auf einmal geschehen, und auch noch nicht vollendet; sondern sie dauert immer noch fort.

6) Die ganze Natur nähert sich immer mehr der Vollkommenheit, besonders aber die menschliche Natur. Bey dieser findet eine sukzessive Annäherung zur einzigen vollkommensten Monas statt. — Deshalb nahm Brunus auch mit gewissen Einschränkungen die Pythagoräische Seelenwanderung an. So behauptete er z. B. daß die Seelen der Thiere nach und nach in menschliche Körper übergehen, und sich so veredeln könnten.

Eben diese Sätze hat einer der Feinde des Brunus in der spätern Zeit, Krosäus, für athe-

atheistisch ausgegeben; freilich aber nicht ohne sie auf vielfache Weise entstellt zu haben. Sicher aber ist es, daß gerade aus ihnen, so rein dargestellt als Brunus sie gedacht hat, hervorgeht, wie ungerecht der unglückliche Mann unter den Händen der Bosheit und des Aberglaubens hat leiden müssen, und wie, nach Verlauf von zwei Jahrhunderten, die Lehre größtentheils allgemein für die richtigere anerkannt wird, wegen welcher er den Scheiterhaufen besteigen mußte.

Kampanella.

Ein Mann, dessen Name gleichfalls lange nach seinem Tode noch auf der Liste der sogenannten Atheisten verzeichnet war, und der um dieser Beschuldigung willen vieles in seinem Leben erdulden mußte.

Thomas Kampanella war in Kalabrien zu Stylus im Jahre 1568 geboren. Diese seine Vaterstadt war nicht arm an Männern von Kenntnissen, und seine Eltern befanden sich in dem Stande, ihm gar

wohl

wohl eine gute Erziehung geben lassen zu können. Er erhielt also schon von seinem fünften Jahre an Unterricht in allen solchen Dingen, welche seinen Geist zu bilden vermögend waren, und brachte es im zehnden Jahre dahin, daß er ein sehr gutes Latein sprechen, und in dieser Sprache recht artige Verse machen konnte. Als seine Eltern bemerkten, wie sehr er für ernsthafte Wissenschaften geschaffen sey, so beschlossen sie, ihn studieren zu lassen. Er wurde also von ihnen nach Neapel gethan, besonders da ein Anverwandter von ihm, Julius Kampanella, der dort die Rechte lehrte, ihn zu sich verlangte. Wahrscheinlich sollte der junge Kampanella von ihm auch zu einen Rechtsgelehrten ausgebildet werden. — Allein diese Wissenschaft war dem jungen feurigen Jüngling viel zu trocken; er erwählte also an ihrer Stelle die Theologie, bey deren Studium sein Hang zu philosophischen Spekulationen weit eher befriediget werden konnte. Vielleicht zog ihn auch zu dieser Wissenschaft das Beispiel Alberts des Großen und eines gewissen Thomas, die beide Dominikaner, und aus seiner Familie waren. Als er daher einst einen Prediger aus diesem Orden hörte, der mit vieler Beredsamkeit einen Kanzelvortrag hielt,

bei

bei welchem der junge Thomas gegenwärtig war, so entschloß er sich, Dominikaner zu werden. Dieß geschah, als er ohngefähr achtzehn Jahre alt war. Hierauf ging er in das Kloster dieses Ordens Sckt Georg zu Bruttium, wo er Gelegenheit und Muße genug erhielt, um seinen Hang zur Philosophie hinreichend zu nähren und seinen Geist in derselben ausbilden zu können. Er setzte sich auch hier dadurch sowohl als durch sein Talent zur Dichtkunst bald in großes Ansehen, so daß man den Jüngling allgemein bewunderte. Seine Fortschritte, die er in den Wissenschaften that, fielen in der damaligen Zeit so sehr auf, daß man zur Erklärung derselben sogar auf lächerliche Mährchen seine Zuflucht nahm. So erzählt man z. B. aus einer angeblichen Nachricht von einem Mitschüler Kampanellas im Kloster zu Konsentinum, in das er von Skt. Georg gegangen war; Kampanella sey in dieses Kloster eigentlich so ungebildet, so arm an Kenntnissen gekommen, daß er deshalb seinen Mitschülern zum Spott geworden wäre. Es sey aber einstmals geschehen, daß, als er eben im Kloster spazieren gegangen sey, er auf einen Fremden gestoßen wäre, den er mit sich auf seine Zelle genommen, mit dem er sich gegen

acht Tage eingeschlossen, und von dem er während dieser Zeit so viel gelernt habe, daß er ein ganz anderer Mensch geworden wäre, und sich von der Zeit an sowohl durch Kopf als Kenntnisse ausgezeichnet habe. Dieser Fremde sey kein anderer als ein Rabbiner gewesen, der durch Hülfe der Kabbala nur durch Vordemonstrirung weniger Grundsätze den Kampanella zu der Größe verholfen habe, durch die ihm hernach die Bewunderung seiner Zeitgenossen geworden sey. — Aus dieser Erzählung sieht man leicht, wie Kampanella schon in seinen frühern Jahren den gehässigen Neid seiner Zeitgenossen zu erregen das Schicksal hatte, und wie man damals noch gewohnt war, alles Auszeichnende nur ungewöhnlichen und nicht natürlichen Ereignissen zuzuschreiben. Auf sein unablässiges eifriges Studieren wurde keine Rücksicht genommen. Und doch war nur dieses allein, was ihn zu einem der ausgezeichnetsten Philosophen seines Zeitalters machen konnte, da er in seinen Jünglingsjahren schon alle seine Lehrer in Kenntnissen weit übersah.

Ueber die Art seines Studierens haben wir folgende merkwürdige Stelle von ihm selbst, die allerdings ein sehr gutes Zeugniß für seine Fähigkeiten sowohl als für den Ernst, mit dem

er das Studium der Philosophie betrieb, abzulegen im Stande ist. „Da ich mich" sagt Kampanella „aus dem Studium der Aristotelischen Schriften selbst nicht überzeugen konnte, daß die Wahrheit so vollkommen, als er dieselbe dargestellt zu haben glaubt, in denselben, so wenig als in der ganzen peripatetischen Philosophie, anzutreffen sey, so beschloß ich, alle griechische, lateinische und arabische Kommentatoren des Aristoteles durchzugehen, um zu sehen, ob mir nicht diese vielleicht wichtige Aufschlüsse darüb r zu geben vermöchten. Allein ich suchte umsonst; auch bey ihnen fand ich die Wahrheit nicht, welche dem vorurtheilsfreien Geiste in der Natur allerwärts sich darbietet. Ich beschloß also, da mir auch übrigens keiner der lebenden Philosophen bessere Erklärungen geben konnte, die andern Philosophen alle durchzustudieren. Ich beschäftigte mich mit dem Plato, Plinius, Galen, den Anhängern der Stoischen so wie der Demokritischen Schule, und verglich das, was ich in ihnen gelesen hatte, mit meinen eignen Bemerkungen, die aus der natürlichen Ansicht der Dinge gezogen waren. u. s. w."

Dieses Geständniß Kampanellas ist uns um so wichtiger, da uns dasselbe einen Aufschluß über die Art und Weise giebt, auf welche er

zur Darstellung seines eignen philosophischen Systems gekommen ist. Man sieht aus demselben, daß nicht sowohl die Aristotelische Philosophie selbst, als vielmehr der verkehrte Vortrag derselben in seinen Kommentatoren und in den dasigen Schulen ihm einen Widerwillen gegen diese Philosophie beibrachte, und daß er durch das Studium der andern Philosophen zu einer kritischen Auswahl veranlasset wurde. Zu seiner Zeit herrschte ein Aristotelischer Scholastizismus fast in allen Schulen; was nicht Aristotelisch hieß in der Philosophie, das fand weder Ansehen noch Glauben. Es war also gut, daß endlich ein Mann auftrat, der mit aller Kühnheit des Geistes auf Freiheit des Denkens drang, um dadurch die Philosophie von den alten Schlacken zu reinigen, und ihrer Vollkommenheit näher zu führen. Er schrieb daher eine kleine Schrift, in der er die Frage aufwarf: ob es nicht nöthig sey, die alte Philosophie zu verlassen, und auf eine neue zu denken? Zugleich zeigte er hier einen großen Theil der Mängel, an denen die alte Philosophie leide.

Um mit diesem seinem Vorhaben desto sicherer durchdringen zu können, so verband er sich mit einem damals in Italien sehr berühmten Philosophen Talesius, welcher gleichfalls

die Aristotelische Philosophie nebst dem auf derselben gegründeten Scholastizismus bestritt. Hierdurch wurde er aber fast mit der ganzen übrigen philosophischen Welt Italiens in Kämpfe verwickelt, welche ihm viele Feindschaften zuzogen, die großentheils an manchen seiner nachherigen widrigen Schiksale Ursache haben mochten. Dazu kam noch, daß er als Dominikaner dieses that, dessen Ordens-Brüder doch vor allen andern den Aristoteles besonders in Ehren hielten; so wie auch seine Gewandheit und ausgezeichnete Stärke im disputiren, die jeden, der mit ihm anband, bald zu Boden warf; wodurch denn der geheime Haß gegen ihn nothwendig vermehrt werden mußte.

Eine geraume Zeit hatte er sich nun in oder bey Neapel aufgehalten, und mehrere seiner Schriften, wie z. B. die de investigatione und die de sensu rerum, daselbst besorgt; als die Muße seines Studierens unterbrochen, und er durch gefängliche Einziehung zu Neapel um den Genuß seiner Freiheit kam. Seine Feinde hatten es nemlich so weit gebracht, daß, als sie ihm mit den Waffen der Wissenschaft nicht widerstehen konnten, sie ihn des Hochverraths und einer Verschwörung mit den Türken

ken beschuldigten. Sie riefen die bürgerliche Gewalt gegen ihn auf, da sie mit der geistigen nichts gegen ihn auszurichten vermochten. Caesarius von Branchedoro aus Turin giebt folgende Nachricht über diesen Vorfall. „Bald würden wir etwas Unglaubliches gesehen haben, wenn das ausgeführt worden wäre, was in diesen Tagen ein gewisser Dominikaner-Mönch zu unternehmen Willens war. Dieses ist der Klosterbruder Thomas Kampanella, der zwar noch lebt, aber sich in einem der fürchterlichsten Gefängnisse zu Neapel befindet. Dieser hochfahrende Mönch kam von den Römern, bey denen er in keiner Achtung stand, und wo er wohl sah, daß er sein Glück nicht würde machen können, in das Königreich Neapel, um daselbst der Stifter einer neuen Religion zu werden, theils aber auch um die dasige Regierungsform zu stürzen. Dieß war ihm aber freilich als einem einzelnen ohnmächtigen Menschen nicht möglich: die Vornehmen und Reichen hatte er gleichfalls nicht auf seine Seite zu bringen vermocht; er suchte also seinen Vorsatz mit Hülfe fremder Waffen durchzusetzen. Er wandte sich zu dem Endzweck zu den Türken, und ließ sich mit diesen über die Uebergabe der Stadt Kroton, einer der vorzüglichsten

Städte

Städte Italiens im Tarentinischen Meerbusen, die er für sein Unternehmen für sehr schicklich gelegen hielt, in Unterhandlungen ein, und rief den Bassa Zigalis mit einer Türkischen Flotte zur Hülfe herbey. Denn wenn er dieser nur erst sich bemächtiget haben würde, so meinte er, würde er dann leicht mit seiner Armee in das gebirgige Kalabrien in geraden Märschen einrücken, dieses in Besitz nehmen, die Gesetze und Caerimonien seiner Religion, als hätte er sie von Gott auf den Gipfeln der Berge erhalten, daselbst verbreiten, und durch die Kraft seiner süßen Beredsamkeit, der alle Kniffe zu Diensten standen, den Bewohnern jener Gegend annehmlich machen können; so daß sie alles, was er ihnen befehlen möchte, leicht thun würden. Denn er selbst pflegte zu sagen, daß alle große Männer, die Stifter aller Religionen, alle Gesetzgeber, alle Führer ungebildeter Völker auf diese Weise zu Werke gegangen wären; daß sie ihren Gesetzen dadurch Ansehn verschafft hätten, daß sie dieselbe von den Bergen herab gaben. Er behauptete, daß Nimrod, Abraham, Moses, David, ja selbst Christus, Minos, Numa, Mahomet und andere so gehandelt hätten. Der elende Mensch bedachte nicht, daß Gott nicht

nicht der Urheber des Kriegs, sondern ein Gott des Friedens sey, daß die übrigen Religionen alle, als die falschen, durch Gewalt und List, die Christliche hingegen, als die einzige und wahre, auf Gerechtigkeit, Thränen und Bitten gegründet worden sey; daß die alten Christen sich lieber haben tödten lassen wollen, als daß sie gemordet hätten, und daß sie auf diese Weise durch ihr Blut ihren Glauben bewährten. — Allein, eben da er die Herrschaft über ganz Italien an sich zu reißen gedenkt, eben da die Türkische Flotte auf der hohen See sich befindet, so wird von einem der Verschwornen, entweder aus Furcht vor der Größe des Verbrechens oder vor der Gefahr desselben, die ganze Unternehmung verrathen, und Kampanella gefangen und gefesselt nach Neapel abgeführt. In diesem Gefängnisse hat er mit einer Spartanischen Unerschrockenheit alle Torturen überstanden, und ist auf Befehl des Spanischen Vizekönigs zu einem lebenslänglichen Gefängnisse verdammt worden."

So weit Branchedoro. Aus seiner Erzählung läßt sich aber leicht bemerken, wie wenig er ein Freund des unglücklichen verfolgten Mannes war. Seine Erzählung nemlich ist nicht so wohl dazu geeignet, den Vorfall bloß

zu erzählen, sondern vielmehr, um noch mehr Beschuldigungen auf den verfolgten Philosophen zu bringen. Er giebt in derselben an, Kampanella habe aus Ehrgeiz der Stifter einer neuen Religion werden wollen. Dieses war die Hauptstütze des auf ihn zu bringenden Verdachtes, und, ohne allen Zweifel, von seinem Bestreben genommen, das Studium der Philosophie und somit auch die wissenschaftliche Theologie zu verbessern. Dieses schnitt seinen Feinden, dem Klerus, zu tief ins Herz, als daß sie es hätten ertragen sollen; gestürzt mußte der feurige, der thätige Jüngling werden. Die schicklichste Gelegenheit, die sich ihnen dazu darbieten konnte, war nun, ihn politischer Vergehungen in dem von Verschwörungen damals immer schwangern Neapel zu beschuldigen. Kampanella — der Mönch — der sein ganzes Leben bis hieher mit dem größesten Eifer im Gebiete der Wissenschaften zugebracht hatte — sollte mit den Türken in Unterhandlung getreten seyn, und dieses zwar nicht als Anhänger einer Partei, sondern als das Haupt, als ein Anführer derselben. — Eine offenbare Ungereimtheit vor den Augen des vernünftigen unpartheyischen Mannes! das Benehmen seiner Richter, der Ausgang seines Prozesses beweißt übrigens

auch,

auch, daß man, außer dem angeschuldigten Verdacht, weiter nichts auf ihn bringen konnte: denn er wurde bloß zu einem lebenslänglichen Gefängniß verdammt, indeß daß die andern mit ihm vielleicht nicht ohne Grund der Verschwörung Beschuldigten ihr Leben verlohren. Wenn er Hauptanführer war, wie hätte man dieses ihm schenken können! —

Seine Haft war außerordentlich grausam und barbarisch. Erythräus schreibt von ihm, daß fast alle Blutgefäße am Rückgrath ihm gesprungen wären, welches der schreklichen Behandlung, die er erlitten, zuzuschreiben sey. Wahrscheinlich bezieht sich dieses auf seine letzte Tortur, in der ihm die Hände mit dünnen bis auf die Knochen einschneidenden Stricken auf den Rücken gebunden wurden, und er so, längst des Rückens, auf ein scharfes Stück Holz gelegt ward, welches so tief eindrang, daß er über zehn Pfund Blut verlohr. Ueberhaupt überstand er siebenmal die Tortur; aber immer mit unerschütterlicher Standhaftigkeit: das Verbrechen, dessen er beschuldigt wurde, von dem aber seine Seele rein war, gestand er nicht. Unter keinerley Bedingungen vermochte er es die Wahrheit aufzuopfern. Man sieht übrigens auch, aus den bey den mit ihm angestellten

Fra=

Fragen, wie wenig die Richter wußten, was ihm eigentlich schuld zu geben sey: man sieht ihr Schwanken, und ihr Suchen nach einem ihm erstlich zur Last zu legenden Verbrechen. Er selbst giebt uns folgende Nachricht über diese Verhöre. „Ich wurde, sagt er" fünfmal vor Gericht gefordert. Beym erstenmale wurde mir der Vorwurf gemacht: ob ich nicht, da ich viele Kenntnisse besäße, ohne mich viel mit Studieren abgegeben zu haben, vom Teufel besessen seyn müsse. Hierauf antwortete ich: ich habe wohl mehr Oel in meinem Leben verbraucht, als sie Wein verthan hätten, und daß mir ja, als ich von ihnen in ihren Orden aufgenommen worden, gesagt worden sey, „nim hin den heiligen Geist." Beym zweiten Verhöre wurde mir schuld gegeben, daß ich einstmals in einer gewissen Nacht gegen den Prälaten meines Klosters einen gefährlichen Anschlag habe ausführen wollen, einen Anschlag, den aber meine Grundsätze durchaus nicht zugelassen haben würden, und den ich ferner wegen meines schwachen Gesichtes gewiß nicht hätte ausführen können. Dann wurde mir schuld gegeben: ich sey der Verfasser des Buchs: de tribus impostoribus; welches Buch aber dreißig Jahre vor meiner Geburt

schon

schon erschienen ist. Darauf: daß ich ein Anhänger des Demokrits wäre; nemlich dieß wahrscheinlich deshalb, weil ich gegen Demokrit mehrere Bücher geschrieben hatte. Desgleichen: daß ich über die Republik und Lehre der Kirche nachtheilige Meinungen hege; da ich doch selbst über die Christliche Monarchie mich so geäußert hatte, daß kein Philosoph je eine so vollkommne Republik nur dargestellt habe, als sie von den Aposteln zu Rom eingerichtet worden sey. Ferner: ich wäre ein Ketzer; und ich hatte doch einen Dialog gegen die Ketzer unsrer Zeit geschrieben. Endlich machten sie mich zum Ketzer zugleich und zum Rebellen. Hier beriefen sie sich auf meine gegen die Aristotelische Welt-Ewigkeit vorgetragene Behauptung, daß in der Sonne, dem Mond, und den Sternen Veränderungen vorgiengen. Diese Behauptung hielten diese Machiavellisten für einen revolutionären Versuch, indem sie vorgaben, meine gesammte Lehre sey von mir nur zu dem Zwecke aufgestellt, um durch die Ausbreitung derselben zu herschen. u. s. w." Man findet diese eignen Worte Kampanellas in der Vorrede zu seiner Schrift: Atheismus triumphatus.

So

So gut als aber nun auch Kampanella seine Sache vor seinen Richtern geführt hatte, so wenig als ein nur etwas gegründeter Verdacht der Konspiration gegen die damalige Regierung auf ihn zu bringen gewesen war; so blieb er demohngeachtet doch zu einem lebenslänglichen Gefängnisse verdammt. Sieben und zwanzig traurige Jahre lang schmachtete der Unglückliche in drei verschiedenen Kerkern. Ja die Wuth seiner Feinde gegen ihn war so groß, daß man ihm in den erstern Jahren seiner Gefangenschaft weder Bücher noch Schreibmaterialien zu seiner Beschäftigung verstattete, und sonst niemand mehr den Zutritt zu ihm ließ. Doch nach und nach verrauchte dieser Zorn, und durch die Erlaubniß, zu lesen was er wollte, und schreiben zu dürfen, wurde ihm sein Kerker erträglicher gemacht. So lange als er sich auf der neuen Burg zu Neapel befand, wurde es ihm sogar verstattet, daß er Besuche von mehrern dasigen Gelehrten und andern jungen Männern annehmen, und denselben Unterricht ertheilen durfte. Unter diesen letztern befand sich nebst andern auch ein junger Sachse, Tobias Adami, einer der fleißigsten Schüler Kampanellas, der, nach seiner Rückkehr in sein Vaterland, auch Vieles aus den Kampanellischen Vorträgen bekannt

kannt gemacht hat. Zu diesen gehören die zwei Schriften: über die Monarchie der Spanier, und: vier Bücher der Realphilosophie. Alle Werke aber die Kampanella in seinem Gefängnisse ausgearbeitet hatte, sind ihm auf Päbstlichen Befehl im Jahre 1611 weggenommen worden. Eine niedrige und höchst menschenfeindliche Grausamkeit! Endlich erbarmten sich unsre berühmten Fuggers des armen bedrängten Philosophen, und diese suchten sowohl bey den Erzherzögen von Österreich, bey denen sie sehr viel galten, als auch an dem Hofe des Königs von Spanien alles in Bewegung zu setzen, um ihn wieder in Freiheit zu setzen. Jedoch noch waren die Feinde Kampanellas an dem letztern Hofe zu mächtig, als daß sie mit ihren Bi ten hätten durchdringen können. Er mußte noch einige Jahre im Kerker schmachten.

Endlich nahte sich die Stunde seiner Befreiung. Diese verdankte er vorzüglich dem Pabst Urban dem 8ten, einem der trefflichsten Menschen, die je auf Päbstlichen Stuhle saßen. Dieser, selbst ein Gelehrter, war ein Freund, ein großer Beschützer der Gelehrten, und sonst auch noch ein überaus menschenfreundlicher Mann. Dieser konnte den unglücklichen

Philo-

Philosophen nicht länger mehr im Kerker leiden sehen. Er verwendete sich also für ihn bey dem Spanischen Hofe so sehr, das er endlich auf Befehl Philipps des vierten von dem Vizekönig, dem Herzog von Alba, freigegeben und seiner Haft im Jahre 1626 entlassen wurde. Zum wenigsten war bey dem Spanischen Hofe doch so viel erlangt worden, daß man ihn von seinen politischen Ketzereien freisprach. Auf einen an ihn von Pabst Urban heimlich erlassenen Befehl mußte er noch einige kirchliche Ketzereien vorgeben, und nur darauf erst wurde er von dem Vizekönig losgegeben, damit seine Sache in Rom untersucht werden möchte. Es war dieses ein Kunstgriff des Pabstes, um den Kampanella in seine Hände zu bekommen: denn wie hätte es sich von einem Philipp dem vierten, von einem Herzog von Alba erwarten lassen können, daß sie irgend eines der Unschuldigen, die in ihren Kerkern schmachteten, ganz frei losgeben sollten! Es war schon genug gethan, wenn der Pabst nur erst aus ihrem Kerker den Philosophen ausgeliefert bekam. In Rom wurde ihm also wieder ein Gefängniß angewiesen, das aber nur den Namen davon trug. Schon damals konnte sich Kampanella fast seiner ganzen Freiheit bedienen: jeder

jedermann hatte freien Zutritt zu ihm; der Pabst selbst würdigte ihn seiner besondern Achtung. Sein Prozeß wurde hier bald geendigt, und er erhielt im Jahre 1629 seine volle Freiheit wieder. Der Pabst ließ ihm hierauf sogleich alle seine Bücher wieder zustellen, die ihm bisher noch vorenthalten worden waren.

So hatte denn Kampanella sieben und zwanzig lange Jahre im Kerker verlebt; die schönste Zeit seines Lebens war dahin, arm war er in den Kerker hinabgestiegen; in höchster Dürftigkeit kam er wieder aus demselben hervor. Der menschenfreundliche Pabst, der seine Dürftigkeit erfuhr, setzte ihm nun ein jährliches Gehalt aus, das er, so lange als er sich ohne weitre Unterstützung befand, ziehen konnte. Hierdurch kam er gleichsam in den Zirkel des Päbstlichen Hofes. Ein solcher Schutz war ihm aber auch immer noch sehr nöthig: denn wenn er diesen nicht gehabt hätte, so würde er unmöglich sicher in der Stadt haben leben können, wo die Spanischen Minister es so ungerne sahen, daß Kampanella für alles das, was er geschrieben und gesagt hatte, so ungestraft davon gekommen war. Der unauslöschliche Haß, den der Spanische Hof gegen Frankreich nährte, konnte es ihm gleichfalls nicht verzeihen, daß er sich mit den dortigen

gen Franzosen einließ, und mit denselben Umgang pflog. Es wurden also wirklich von den Anhängern des Spanischen Hofes Anstalten getroffen, den Philosophen heimlich aufheben, und wieder nach Neapel abführen zu lassen. Zu seinem Glück konnten diese aber nicht völlig geheim gehalten werden, und er erfuhr sie noch vor ihrer völligen Ausführung. Sogleich gab er dem Pabste Nachricht davon, und dieser traf mit dem Französischen Gesandten, Franz von Noailles, die Verabredung, daß er in dem Wagen des Gesandten unter der Kleidung eines Minoriten aus der Stadt gebracht werden solle. Auf seiner Reise erhielt er mehrere Empfehlungs-Schreiben, vom Pabste sowohl als von dem Gesandten, an die vornehmsten und angesehensten Männer in den Städten, durch welche er kam. Seine Flucht gelang, und er entkam auf diese Weise im Jahre 1634. Auf seiner Reise durch Marseille wurde er in einer Sänfte von Johann Peireske nach Aquae Sextiae abgeholt, wo er von diesem ganz vortrefflich aufgenommen, und in dessen Hause einige Monate hindurch herrlich bewirthet wurde. Hier erholte er sich endlich von seinen langen ausgestandenen Leiden, und begab sich, von Peiresk mit Reisekosten versehen, nach Paris. Ueber alles Erwarten

fand

fand er hier eine Aufnahme, die alles bisher von ihm ausgestandene Uebel vergessen zu machen im Stande war. Er kam im Jahre 1635 daselbst an, und fand den König Ludewig den dreizehnden nebst dem Kardinal Richelieu. Durch die besondere Verwendung dieses letztern, der alles liebte was die Spanier haßten, der ein Freund, ein Beschützer der Gelehrten, um seines Ruhmes willen, war, wurde ihm ein sehr starkes Jahrgehalt ertheilt. Er wohnte bei den Predigern zu Skt. Honoratius, wo er endlich sein Leben im 71 Jahre seines Alters im Jahre 1639 beschloß. Ein bösartiges Fieber raffte ihn weg.

Während seines kurzen Aufenthaltes zu Paris genoß er alle Achtung, die ihm, als einem Mann von so seltnen Talenten, und nach so widerwärtigen Schicksalen, gebührte. Man erzählt, daß der König ihn sogar öfters in seinen Staatsrath habe rufen lassen, um demselben durch seine Kenntniß der Italienischen Angelegenheiten mit beystehen zu können. Uebrigens genoß er die Freundschaft mehrerer damals so sehr berühmter Männer; als des Gassendi, Gaffarelli, Moräus, und anderer. Nah am Grabe fand er also erst nur den Genuß des Lebens, das ihm seine schönsten Perioden hindurch so sehr verbittert wurde.

Druckfehler.

Seite 2 Zeile 10 zwischen einem und nie von ihm.
— 3 — 13 statt werde l. wurde
— 21 — 26 st. der l. ihr
— 23 — 10 st. die l. den
— 24 — 20 st. Neorchus l. Nearchus
— 25 — 6 st. Cipera l. Lipara
— 31 — — st. Camsackus l. Lampsakus
— 35 — 4 schalte ein hinter Märtirer derselben.
— 35 — 12 st. und l. sind.
— 36 — 12 st. Talende l. Talente
— 37 — — st. Thaten l. Daten.
— 39 — 21 st. Polidäa l. Potidäa.
— 60 — 27 st. Dreistigern l. Dreißigern.
— 70 — 2 st. Verläumter l. Verläumder.
— 72 — 21 st. moguiren l. moquiren.
— 79 — 15 st. Sotidea l. Potidea.
— 97 — 3 st. Eakus l. Aeakus.
— 118 — 16 st. Nagira l. Stagira.
— 136 — 25 st. αμον l. αἰων.
— 140 — 16 st. Kordula l. Korduba.
— 157 — 16 lese man statt: In derselben Stadt, wo Seneka lebte, und neben der dieser starb: — in demselben Staate, in dem Seneka lebte, und in dem dieser starb 2c.
— 252 a. d. lezt. Zeile l. Serveeth st. Sertetus.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sophophone oder Darstellung der Verfolgungen merkwürdiger Philosophen aus den ältern und neuern Zeiten, die das Opfer ihrer Lehre und Grundsätze wurden Dem Freunde der Wahrheit und Menschheit gewidmet
Bd.: Erster Theil

Gera u.a. 1800

Biogr.c. 307-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10070977-1
VD18 80426573-001